

DIE WELTWOCH



Fall Mörgeli: Hochschule der Intrigen

Wie die ehrwürdige Universität Zürich mit ihrem prominenten Mitarbeiter umspringt. *Von Alex Reichmuth und Philipp Gut*

Diagnose: Schleudertrauma

Die erstaunliche Karriere einer erfundenen Krankheit. *Von Markus Schär*

«Ich wähle wieder Obama»

Ex-Hippie, Umweltaktivist und einer der erfolgreichsten Schriftsteller der USA: Ein Gespräch mit T. C. Boyle über Politik und Natur. *Von Claas Relotius*



Jetzt Audi A7 Probefahren.



Das innovative Fahrzeugkonzept des Audi A7 Sportback vereint die puristische Anmut einer Limousine, die klare Funktionalität eines Avant und die leidenschaftliche Dynamik eines Coupés. Sein einzigartiges Heck bildet einen betont muskulösen Abschluss der Karosserie und verbirgt hinter seiner weit öffnenden Heckklappe einen Laderaum für bis zu 1390 Liter. Der Audi A7 Sportback ist mit kraftvollen und effizienten Motoren sowie auf Wunsch mit permanentem Allradantrieb quattro ausgestattet. Erleben Sie ein Fahrzeug, das auf Anhieb alle Blicke auf sich zieht, jetzt auf einer Probefahrt.

Spezial-Leasing

Audi Swiss Service Package+

Reparatur 3 Jahre oder 100'000 km
Service 10 Jahre oder 100'000 km
Es gilt jeweils das zuerst Erreichte

Vorsprung durch Technik

Audi



Intern

Tagelang recherchierten Alex Reichmuth und Philipp Gut zum Fall Mörgeli. Schon am Freitag übermittelten sie der Universität Zürich, Mörgelis Arbeitgeberin, eine Reihe konkreter Fragen. Etwa die, welche Massnahmen getroffen wurden, um die Herausgabe eines vertraulichen Berichts zu den Leistungen Mörgelis an den *Tages-Anzeiger* zu klären. Statt konkreten Antworten lieferte die Kommunikationsabteilung der Uni nur Worthülsen. Die Universität werde später informieren, «ob Massnahmen getroffen werden, um die Umstände zur Herausgabe des Berichts [...] zu klären». Kurz vor Redaktionsschluss meldete sich Uni-Sprecher



Keine Antworten von der Universität: Mörgeli.

Beat Müller noch einmal. Er verlangte die Zustimmung des Berichts vor der Publikation. Vielleicht sollte man sich bei der Universität stärker um die eigenen Berichte kümmern als um diejenigen aus fremder Feder. Seite 20

Im Mai 2005 veröffentlichte die *Weltwoche* den ersten grossen Artikel, der sich kritisch mit der Schleudertrauma-Industrie auseinandersetzte. Das brachte dem Autor Markus Schär eine Ehrverletzungsklage und – um ihn im Mai 2006 zum Verzicht auf die Verjährung zu nötigen – eine persönliche Betreibung über zwei Millionen Franken ein. Das absurde Verfahren zog sich drei Jahre hin, zur Hauptverhandlung im Sommer 2008 erschien die Klägerin nicht. In dieser Zeit setzte am Bundesgericht ein Umdenken ein. 2010 entschied es schliesslich, wie im Artikel von 2005 dargelegt: Ein Schleudertrauma kann im Normalfall, also fast immer, nicht zur Invalidisierung führen. Seite 30

Der Schriftsteller T.C. Boyle ist vieles – Ex-Junkie, Ex-Hippie, Punkrocker, und auch das: Familienvater, Professor und einer der herausragendsten amerikanischen Schriftsteller der Postmoderne. Claas Relotius hat den 64-Jährigen in seiner hundert Jahre alten, vom legendären Architekten Frank Lloyd Wright entworfenen Villa im kalifornischen Santa Barbara besucht. Während zweier Stunden



Naturliebhaber und Gartenbesitzer: Boyle.

führte Naturliebhaber Boyle unseren Reporter zunächst stolz durch seinen dschungelartigen Garten, um dann auf der Veranda über persönliche Obsessionen, literarischen Voodoo-Zauber und die politische Bilanz Obamas zu sprechen. Zwei aussergewöhnliche Vorschläge zur Reform des amerikanischen Wahlsystems lieferte er gleich mit. Seite 48

Wenn Starjournalist Bob Woodward ein neues Buch vorlegt, hält das politische Amerika den Atem an. Wie kein Zweiter verfügt der Watergate-Enthüller über Zugang zu den Machtzirkeln Washingtons. In «The Price of Politics», seinem neusten Werk, nimmt er Obamas Rolle in der Finanzkrise unter die Lupe. Die Bilanz fällt verheerend aus. Er porträtiert einen Präsidenten, der, von Eigensinn und Arroganz getrieben, das Land um weitere sechs Billionen Dollar tiefer ins Schuldenloch getrieben hat. Urs Gehrig über eine ebenso erhellende wie deprimierende Lektüre. Seite 57

Dieser Ausgabe liegt die erste Ausgabe des *WW-Magazins* bei (nur abonnierte Auflage in der Schweiz). Es handelt sich dabei um die Stil-Ausgabe der *Weltwoche*, die unter einem neuen Namen erscheint. Wir wünschen Ihnen mit dem *WW-Magazin* viel Vergnügen. Ihre *Weltwoche*

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

E-Mail: redaktion@weltwoche.ch

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: aboservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 225.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (Leitung Inland)

Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:

Rico Bandle (Leitung Kultur), Alex Baur,

Urs Paul Engeler, Urs Gehrig,

Andreas Kunz, Christoph Landolt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Beatrice Schlag (Los Angeles),

Florian Schwab, Lucien Scherrer

Mark van Huissing

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Markus Gisler, Pierre Heumann,

Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer,

Peter Keller, Wolfram Knorr, René Lüchinger,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller, Daniele Muscionico,

Deborah Neufeld, Kurt Pelda,

Pia Reinacher, Peter Rüedi,

Kurt Schiltknecht, Sacha Verna (New York),

Sami Yousafzai (Pakistan/Afghanistan),

Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Adam Schwarz (Leitung),

Verena Tempelmann, Pearlie Frisch (Assistentin)

Layout: Tobias Schär (Leitung),

Silvia Ramsay

Korrektur: Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (Leitung), Viola Antunovits,

Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (Leitung),

Inga-Maj Hojajj-Huber, Raymond Kaufmann

Geschäftsführer: Sandro Rügger

Marketing: Guido Bertuzzi (Leitung)

Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (Leitung),

Christine Lesnik (Leitung Stil-Ausgaben),

Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (Leitung)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Internetverkauf: Stailamedia

Tarife und Buchungen: Tel. 044 500 13 50,

info@stailamedia.com

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Dieselstrasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt

auf Recyclingpapier, das aus

100 % Altpapier hergestellt ist.

Es schont damit Ressourcen,

Energie und somit die Umwelt.

printed in
switzerland

Shortcut: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut





Irish Folk Festival Zürich und Basel

Konzerte mit den besten Künstlern der traditionellen keltischen Musik – ein musikalischer Genuss der absoluten Spitzenklasse. Profitieren Sie von 20% Rabatt auf Ihren Konzertkarten.

Das Künstler-Line-up (Änderungen vorbehalten)

Lúnasa

Traditionell, mystisch und mehrfach ausgezeichnet.

Martin Hayes & Dennis Cahill

«The Original – Masters in Irish Music»

Iarla Ó Lionáird

Der Wegbereiter des irischen Gesangs

Máirtín O'Connor Trio

Musikalische Höhenflüge mit dem Akkordeon

Seit Beginn der 90er Jahre das Konzert-Highlight für alle Fans der irischen Musik in der Schweiz nun mit einem Konzertabend, an dem man sich in die saftiggrünen Landschaften Irlands versetzt fühlt – stimmungsvolle Momente voller Elan, präsentiert von begnadeten Künstlern der irischen Musikszene.

Lúnasa

Lúnasa gehören heute zu den erfolgreichsten irischen Bands mit internationalem Renommee. Für ihre reine instrumentale, traditionell irische Musik erhielten Lúnasa mehrere Awards und Nominationen. So sind sie stolze Besitzer des «Irish Echo» (USA) oder des «Meteor Music Award» (Irland). Ihre Musik widerspiegelt die mystische Welt Irlands. Die Bandmitglieder Seán Smyth, Kevin Crawford, Trevor Hutchinson, Cillian Vallely und Ed Boyd sind stets auf Tour und lassen ihre Zuhörer in die Welt der Feen, Trolle und Drachen eintauchen.

Martin Hayes & Dennis Cahill

Irish fiddle – Martin Hayes und Gitarrist Dennis Cahill gehören zu den Topstars des Irish Folks. Ab den ersten Geigenklängen hören die Zuschauer dem virtuosen Duo atemlos zu, das der wundervollen Interpretation von lyrischer traditioneller irischer Musik eine zeitgenössische Drehung Richtung Jazz & Blues zu geben weiss. Die «*Irish Times*» schrieb nicht umsonst, dass die beiden nicht nur «musicians» (Musiker), sondern auch «magicians» (Magier) sind.

Iarla Ó Lionáird: Der Wegbereiter des traditionellen irischen Gesangs

Der zunehmende Bekanntheitsgrad des traditionellen irischen Gesangs ist vor allem Iarla Ó Lionáird zu verdanken. Seine Musik ist bereits in mehreren Filmsoundtracks zu hören, so beispielsweise in «The Gangs of New York» und «Hotel Ruanda».

Máirtín O'Connor Trio

Er ist der grosse Meister des irischen «button box»-Akkordeons, er spielte seit den Siebziger in wegweisenden Bands wie De Dannan, Skylark oder Reel Union (mit Sean Keane). Er war Musical-Direktor von «Riverdance» und ist neben seinen vier Solo-CDs auf Werken von Mark Knopfler, The Chieftains, Rod Stewart, Tanita Tikaram sowie zirka hundert weiteren Tonträgern zu hören. Einer der Höhepunkte seiner Karriere war der Auftritt beim St. Patrick's Festival in Dublin im Jahr 2003 vor mehr als 400 000 Besuchern. 1995 bekam er in Irland den Titel «Traditional Musician of the Year» wegen seines gross-

artigen Beitrags zur traditionellen irischen Musik, insbesondere zur Akkordeon-Musik. Begleitet wird er von Seamie O'Dowd (Gitarre) und Cathal Hayden (Geige), der als einer der besten Fiedler der grünen Insel gilt und auch Gründungsmitglied von Four Men and a Dog ist.

Weltwoche-Spezialangebot

Profitieren Sie von 20% Rabatt auf Ihren Konzertkarten.

Irish Folk Festival in Zürich

Volkshaus, 26.10.12 (20 Uhr)

1. Kat. Fr. 54.40 statt Fr. 68.–
2. Kat. Fr. 46.40 statt Fr. 58.–
3. Kat. Fr. 38.40 statt Fr. 48.–

Irish Folk Festival in Basel

Stadtcasino, 27.10.12 (20 Uhr)

1. Kat. Fr. 54.40 statt Fr. 68.–
2. Kat. Fr. 46.40 statt Fr. 58.–
3. Kat. Fr. 38.40 statt Fr. 48.–
4. Kat. Fr. 30.40 statt Fr. 38.–

Bestellung

Senden Sie ihre Bestellung per Mail an ticket@actentertainment.ch oder buchen Sie über Telefon 061 226 90 03.

Weitere Tickets: www.actnews.ch

und an allen Vorverkaufsstellen von Ticketcorner. Ticketcorner-Hotline: Telefon 0900 800 800 (Fr. 1.19/min, Festnetztarif)

Prof. Mörgeli

Sein Chef hat politische Motive.
Von Roger Köppel

Nationalrat Christoph Mörgeli, Medizinhistoriker und Kolumnist in dieser Zeitung, ist seit einer Woche Abschussziel einer hinterhältig lancierten Kampagne. Seine Vorgesetzten an der altherwürdigen Universität Zürich haben es zugelassen, dass ein geheimes Gutachten mit persönlichkeitsverletzendem Inhalt an die Medien weitergereicht wurde. Sie haben den Angeschuldigten selber mit dem Bericht, der ihn fachlich scharf attackiert, nie konfrontiert, sie haben ihm verboten, sich öffentlich gegen die Vorwürfe zu äussern, und sie haben es nicht geschafft, die hausinternen Lecks zum Versiegen zu bringen. Verantwortlich sind die Urheber des Mörgeli-Gutachtens, dessen Verbreitung sie vielleicht betrieben, auf jeden Fall nicht verhindert haben.

Mörgelis direkter Vorgesetzter, Professor Flurin Condrau, bemängelt gemäss Gutachten die akademischen Meriten seines Untergebenen. Wie wir in dieser Ausgabe darlegen, hat Mörgelis Chef selber einen eher zweifelhaften akademischen Werdegang. Seine Publikationsliste ist dünn, und im Unterschied zu Mörgeli hat Condrau keine eigentliche Habilitationsschrift eingereicht, sondern lediglich eine Sammlung von Aufsätzen, um den Professorentitel zu erwerben. Das ist legal, aber nicht unbedingt ein Beweis für akademische Superkräfte. Seit zwei Wochen und bis redaktionsschluss dieser Ausgabe verzichtete Condrau darauf, den von ihm so heftig angegriffenen Direktunterstellten Mörgeli überhaupt zu einem persönlichen Gespräch zu empfangen, während sein vernichtendes Gutachten bereits auf allen Kanälen herumgeboten wurde. Mörgeli erfuhr alles aus den Zeitungen.

Natürlich geht es in der Intrige am Medizinhistorischen Institut am Ende auch darum, dass ein ideologisch unliebsamer Angestellter mit grosser Öffentlichkeitswirkung durch seine mehrheitlich links angehauchten Kollegen, die niemand kennt, von seinem Posten entfernt werden soll. Mörgeli ist eine Reizfigur, und es ist kein Geheimnis, dass an den universitären Fakultäten Leute mit dem falschen Parteibuch nach wie vor einen schweren Stand haben.

Der neue Chef der medizinhistorischen Abteilung, Condrau, hat sich laut Recherchen der *Weltwoche* bereits mehrfach sehr kritisch darüber geäussert, dass sein Institut in der Aussenwirkung zu sehr vom kontroversen SVP-Intellektuellen Mörgeli dominiert werde. Er wolle dies ändern, bekräftigte Condrau gegenüber



«Ein Fall für die Gewerkschaft»

Vertrauten, wie die *Weltwoche* herausfand. Es ist daher durchaus plausibel, dass der scharfe Anti-Mörgeli-Bericht, der wie von Geisterhand an die Medien geleitet wurde, Condraus publizistischer Erstschatz zur Entfernung des ungeliebten Imageträgers ist.

Willig, distanzlos und zustimmend griffen die Medien die ihnen zugespielten Informationen auf. Sie machten mit, um den kantig-unbequemen Mörgeli abzuservieren. Das von der Uni als persönlichkeitsverletzend eingestufte Condrau-Gutachten wurde nickend ausgebreitet. Nicht der Hauch eines Zweifels überschattete den Bericht, der den Lesern des *Tages-Anzeigers* wie eine Offenbarung absoluter Gewissheiten durchgereicht wurde.

Nachdem sich in der Öffentlichkeit erste wohlwollende Stimmen zugunsten Mörgelis geregt hatten, krebsten die Journalisten zurück. Der *Tagi*-Reporter, der die Affäre ins Rollen gebracht hatte, räumte in einer Fernsehsendung plötzlich ein, von Medizingeschichte nichts zu verstehen und auch den Wahrheitsgehalt des Condrau-Gutachtens nicht beurteilen zu können. Trotzdem hatte der Reporter in einem Kommentar Mörgeli aufgrund ebendieses Gutachtens bereits zum Rücktritt aufgefordert.

Die Zeitung *Der Sonntag* legte noch einen drauf und behauptete ohne Fragezeichen, Mörgeli werde von der Uni fristlos entlassen. Was die Uni fristlos dementierte. Sollte Mörgeli entlassen werden, hätte die Uni ein Problem wegen einer weiteren massiven Indiskretion. Sollte Mörgeli nicht entlassen werden, hätte der *Sonntag* ein massives journalistisches Problem. Tags zuvor hatten die Medien bereits unkritisch berichtet, Mörgeli werde

aus der Fachgesellschaft der Medizinhistoriker ausgeschlossen – ohne dass er angehört worden wäre. Selten wurden anonyme Anschwärmungen so umweglos zu Schlagzeilen.

Es ist die Verantwortung des Arbeitgebers, vertrauliche und sensible Informationen so zu behandeln, dass sie nicht missbraucht werden können. Jeder Angestellte hat das Recht darauf, dass ihn belastende Qualifikationen von Vorgesetzten unter Verschluss gehalten werden. Er hat das Recht, auf Vorwürfe zu reagieren und sie allenfalls zurückzuweisen. Mörgeli wurden beide Rechte vorenthalten, was eigentlich ein Fall für die Gewerkschaft der Hochschulangestellten wäre. Zudem wurde er mit einem Maulkorb belegt, als er sich gegen die bössartig oder durch Schlamperei verbreiteten Attacken wehrte.

Professoren-Entlassungen an Universitäten sind extrem selten. In der Regel reichen auch schlechte Qualifikationen für eine Entlassung nicht, was ein Grund dafür gewesen sein mag, dass Mörgelis Gegner gezielt den Weg an die Öffentlichkeit wählten, um den Ungeliebten loszuwerden. Wie tolerant das akademische Milieu gegenüber wirklichen Verfehlungen sein kann, belegt ein Beispiel aus meiner eigenen Studienzeit in der Schweiz. Dort gab es einen international bekannten Geisteswissenschaftler, über den das ganze Seminar hinter vorgehaltener Hand tuschelte, er habe den Grossteil seines Spätwerks abgeschrieben bei seinen eigenen Studenten und Doktoranden. Die Vorwürfe erwiesen sich laut seinem ehemaligen Assistenten als richtig, trotzdem wurde der Professor in allen Ehren pensioniert. Wer sich einfügt, hat nichts zu befürchten.

Möglicherweise allerdings haben sich die Urheber der Anti-Mörgeli-Intrige einen Bärendienst erwiesen. Ihr Angriff aus dem Hinterhalt schlägt auf die Institution zurück, in deren Name sie lanciert wurde. Gäbe es wirklich handfeste Beanstandungen an der Arbeit Mörgelis, hätte man ihm diese ja direkt vortragen können. Wäre an den Vorwürfen etwas dran, ist es unverständlich, warum Medizinhistoriker Condrau bis Redaktionsschluss das Gespräch mit seinem prominenten Untergebenen so standhaft verweigerte. In jeder Privatfirma wäre ein Chef mit solchen Führungsqualitäten untragbar, oder zumindest müsste er sich ernsthaften Fragen stellen.

Indiskretionen, die von unten kommen, nennt man Whistleblowing. Indiskretionen, die von oben gestreut werden, nennt man Mobbing. Es ist das Instrument schwacher Vorgesetzter, die entweder selber intrigieren oder aber ein Betriebsklima dulden, in dem sich Heckenschützen wohl fühlen. Wir sind sehr gespannt, wie die Universitätsleitung dieses eklatante Führungsversagen in den eigenen Reihen aufarbeitet.



«Auf Kurs»: SVP-Präsident Brunner. Seite 26



Geistige Wellness: Umweltschützer. Seite 38



Hinterhalt: Rebell in Aleppo. Seite 42



Maximal liberal: Claudine Esseiva. Seite 28

Kommentare & Analysen

5 Editorial

- 11 Medien Heimlicher Triumph der SRG
- 11 Im Auge Bruno Stefanini, Schloss- und Turmbesitzer
- 12 Universitäten Wer steigt an einer Hochschule auf?
- 12 Banken Die Belohnung für den Verrat von Bankdaten
- 13 Personenkontrolle Stich, Sigg, Rey, Baumann, Ogi, Longchamp, Ritschard, Villiger
- 13 Nachruf Otto Stich, alt Bundesrat
- 14 Die Deutschen About Schmidt
- 14 Wirtschaft Blendwerk Energiebesteuerung
- 15 Ausland Schuld ist immer Amerika
- 16 Mörgeli Die Futtertröge der Arbeitstheoretiker
- 16 Bodenmann Kaderpartei frisst ihre Kader
- 17 Medien Verlage lancieren keine eigenen Produkte mehr
- 17 Kostenkontrolle 23,1 Millionen für viel Weltschmerz
- 18 Leserbriefe/Darf man das?

Hintergrund

20 Fall Mörgeli: Hochschule der Intrigen

Die Vorwürfe gegen den prominenten Nationalrat gehen ins Leere. Hinweise auf eine Intrige gegen ihn verdichten sich

- 22 Universität Chef Condraus bescheidener Leistungsausweis

- 25 Justiz IV-Rente für einen Betrüger auf der Flucht

26 «Unverzichtbarer denn je»

SVP-Präsident Toni Brunner über die «orchestrierte Kampagne» gegen Mörgeli und den «Kampf für die Schweiz»

28 Die Quotenfrau

Claudine Esseiva – neue Hoffnungsträgerin des Freisinns?

30 Karriere einer erfundenen Krankheit

Durch das Fehlurteil eines Gerichts wurde aus dem sogenannten Schleudertrauma eine Epidemie

- 33 Bürokratie Komplizierte Entsorgung von Autobatterien

34 Sein Gott heisst Keynes

Führen die Rezepte des amerikanischen Star-Ökonomen Paul Krugman Bewältigung aus der Finanzkrise?

36 «Bittere Enttäuschung»

Václav Klaus ist einer der streitbarsten Politiker Europas

38 Sehnsucht nach Harmonie

In Deutschland herrscht ein neues Spiessertum. Seine Waffe ist die auf Konsens getrimmte öffentliche Meinung

42 Der zerbrochene Schmelztiegel

Im syrischen Bürgerkrieg haben die Islamisten Aufwind

- 45 Eleanor Roosevelt Serie über Amerikas First Ladies (3)

46 Die Abrechnung der Bettina Wulff

Die Ehefrau des ehemaligen deutschen Bundespräsidenten wollte zurück ins Rampenlicht. Es war keine gute Idee



«Diamonds» by Beyer

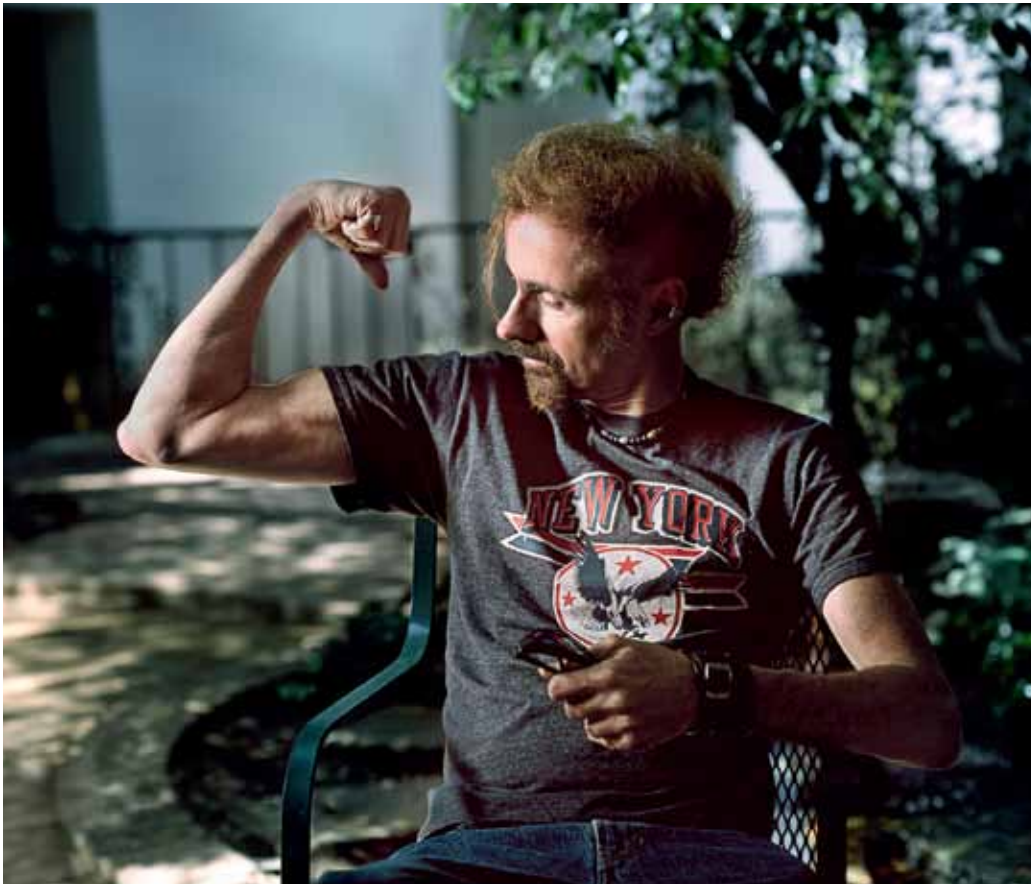
In unserem Atelier werden Träume fassbar.
Diamant-Ring und Diamant-Ohrhinge aus edlem Weissgold,
einzeln handgefertigt in unserem Goldschmiede-Atelier
mit feinsten kanalgefassten Diamanten im Baguetteschliff
(Ring 6,45 ct., Ohrhinge 2,34 ct., E if-vvs).

BEYER

Alles für Ihr Glück *seit 1760*

Beyer · Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 · 8001 Zürich · Tel +41 (0)43 344 63 63 · beyer-ch.com

Patek Philippe · Rolex · A. Lange & Söhne · Breguet · Jaeger-LeCoultre · Hublot · Breitling · Cartier
Chopard · Baume & Mercier · IWC Schaffhausen · Tudor · Jaquet Droz · Wellendorff



«Der beste Rausch, den es gibt»: Bestsellerautor Boyle. Seite 48

Interview

48 [«Ich wähle wieder Obama»](#)

Der erfolgreiche Schriftsteller T. C. Boyle über literarischen Voodoo-Zauber, die politische Bilanz Obamas und die Frage, warum unsere Natur untergeht

Stil & Kultur

52 **Stil & Kultur** Veruschka Gräfin von Lehndorff, Fotomodell

54 **Bestseller**

54 **Im Stil konservativer Revolutionäre**

Ulrich Schacht attackiert in seinem Buch «Über Schnee und Geschichte» die Achtundsechziger und rührt an politischer Korrektheit

56 **Theater** Die Schöpfungsgeschichte im Zürcher Schauspielhaus

57 **Sachbuch** Starautor Bob Woodward schreibt über Obama

58 **Top 10**

58 **Kino** «Borgen – Gefährliche Seilschaften»

58 **Radio-Kritik** «Echo der Zeit»

60 **Literatur** «Das Handwerk des Teufels»

60 **Jazz** Ravi Coltrane

61 **Namen** Anna Tenta, Tänzerin und Schauspielerin

62 **Gesellschaft** Freunde und ihr ungeliebter Anhang

62 **MvH** Mein Pilot

63 **Die Besten** Training und Bewegung

64 **Wein** Moscato d'Autunno 2011

64 **Thiel** An der Steinigung

65 **Auto** VW Up Move Up Blue Motion

66 **Hochzeit** Martha Gerber und Hans Guggisberg

Autoren in dieser Ausgabe

Michael Miersch



Michael Miersch, geboren 1956 in Frankfurt, ist Publizist und Dokumentarfilmer. In seiner Heimat beobachtet er eine Art kollektive Selbstgleichschaltung. Für die *Weltwoche* hat er die 15 wichtigsten Dogmen zusammengestellt, welche die deutsche Öffentlichkeit beherrschen. Seite 38

Claas Relotius



Claas Relotius, geboren 1985 in Hamburg, ist freier Journalist und schreibt unter anderem für die *Welt*, *Cicero* und die *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*. Für die *Weltwoche* hat er in Kalifornien den 64-jährigen amerikanischen Kultautor T. C. Boyle besucht. Das Gespräch lesen Sie auf Seite 48

Sicheres Wohnen im Alter



Natalie Rickli, Nationalrätin SVP, Winterthur

«Wer ein Leben lang für Wohneigentum spart, darf nicht bestraft werden.»



Faire Steuern
JA
23. September

Komitee «Sicheres Wohnen im Alter»
Postfach 8252, 3001 Bern

www.sicheres-wohnen.ch



«Romantic Days» für Verliebte

Tief in der wildromantischen Taminaschlucht schlägt das Herz des «Grand Resort Bad Ragaz». Entdecken Sie frei vom Alltag die Vollkommenheit von Ruhe, Raum und Zeit.

Weltwoche-Abonnenten profitieren von einem Romantik-Sonderarrangement.



Die einmalige Kombination von Luxushotel-erie, Gastronomie, Wellbeing mit eigenem Thermalwasser, Gesundheit, Business und Golf machen den Aufenthalt im «Grand Resort Bad Ragaz» zu einem unvergesslichen Erlebnis.

Das Sonderarrangement für Verliebte beinhaltet die Übernachtung im «Grand Hotel Hof Ragaz», das sich nach der vollständigen Renovation als 5-Sterne-Hotel präsentiert. Doch Weltwoche-Abonnenten erhalten ein Upgrade für ein modernes Spa-Loft. Diese Zimmer befinden sich im Spa-Tower, der zum

«Grand Hotel Quellenhof & Spa Suites» gehört.

Im «36.5° Wellbeing & Thermal Spa» erwarten Sie auf 5500 Quadratmetern diverse Saunen und Dampfbäder sowie das berühmte Helenabad. Im weltweit ersten Dampfbad mit Swarovski-Kristallen können Romantiker in ein funkelnendes Meer eintauchen.

Geniessen Sie eine Massage nach Wahl, zum Beispiel eine orientalische Eisseifen-Massage oder unser Signature-Treatment «Sequoia». Auch in der neuen Tamina-Therme sind Hotelgäste herzlich willkommen.

Nach einem entspannenden Tag wird Ihnen am Abend ein «Romantic Gourmet Diner» im mit 15 Gault-Millau-Punkten ausgezeichneten Restaurant «Bel-Air» serviert. Lassen Sie den Abend ausklingen an einer der hotel-eigenen Bars, oder geniessen Sie eine edle Zigarre im exklusiven «Salon Davidoff». Lust auf Roulette oder eine Partie Black Jack? Im hauseigenen Casino Bad Ragaz sind Sie ebenfalls herzlich willkommen.

Weltwoche-Spezialangebot

«Romantic Days» für Verliebte

2 Übernachtungen in einem Spa-Loft des «Grand Hotel Quellenhof & Spa Suites»

Kosten Arrangement

Fr. 990.– (statt Fr. 1340.–) pro Person in einem Spa-Loft

Im Arrangementpreis enthalten sind: 2 Übernachtungen inkl. grosszügigen Frühstücksbuffets, 1 exklusives Frühstück für Verliebte im Zimmer, täglich frisches Obst, Private Bar, «36.5° Wellbeing & Thermal Spa» auf über 5500 m², tägliche Fitness- und Entspannungs-Lektionen, aphrodisierender Liebestrank und Zauberkräuter, 1 Luxus-Spa-Treatment nach Wahl (pro Person), «Romantic Gourmet Diner» im Restaurant «Bel-Air» (15 Gault-Millau-Punkte), Spezialdekoration im Zimmer, Überraschungsgeschenk.

Buchungen

Buchen Sie Ihr «Romantic Days»-Arrangement mit dem Stichwort «Platin-Club Romantic» per Telefon 081 303 30 30
E-Mail: reservation@resortragaz.ch

Bitte geben Sie bei der Buchung Ihre Weltwoche-Kundennummer bekannt.

Gültigkeit

Gültig für Aufenthalte vom 1. Oktober bis zum 20. Dezember 2012

Bis Konstrukteur und Designer Johann Munz aus einem Klassiker einen modernen Klassiker gemacht hatte, wollte er nicht ruhen.



Warum sollte Ihr Berater ebenso auf *Details* achten wie der Schweizer Designer Johann Munz?

Die SIGG-Trinkflaschen waren schon immer beliebt.

Aber erst als Johann Munz ihr Design mit dem genial einfachen Ringverschluss perfektionierte, wurden sie endgültig zum Kultobjekt.

Dieses Streben nach ständiger Weiterentwicklung sollten Sie auch von Ihrem Berater erwarten können.

Darum unterstützen und beraten wir Sie ebenso unermüdlich und engagiert in sämtlichen finanziellen Angelegenheiten.

Und bis Sie davon überzeugt sind, dürfen Sie sich auf eines verlassen:

150
Jahre

Wir werden nicht ruhen



www.ubs.com/wirwerdennichruhen

Heimlicher Triumph der SRG

Von Rico Bandle — Die SRG soll im Internet vorerst keine Werbung schalten dürfen. Die privaten Verleger jubeln. Zu Unrecht. Der Entscheid des Bundesrats macht die SRG noch mächtiger.



Schachzug: Medienministerin Leuthard.

Auf den ersten Blick könnte man tatsächlich glauben, die privaten Medienhäuser hätten sich für einmal gegen die übermächtige SRG durchgesetzt. Der Bundesrat verbietet der SRG weiterhin, auf ihren Internetseiten Werbung zu schalten. Die Verleger hatten ein Jahr lang vehement für dieses Werbeverbot gekämpft. «Der Bundesrat setzt ein klares Zeichen zugunsten der privaten Medienanbieter und gegen weitere Wettbewerbsverzerrungen», jubelte letzte Woche der Verband Schweizer Medien. Der *Blick* schrieb sogar von einer «Ohrfeige» für SRG-Generaldirektor Roger de Weck.

Diese Einschätzung ist falsch. Das Departement von Bundesrätin Doris Leuthard formuliert unmissverständlich, dass das Werbeverbot nur «vorerst» beibehalten werde und dass der Bundesrat «grundsätzlich» daran festhalte, «dass die SRG mittelfristig im Interesse der Gebührenzahlenden auch im Internet kommerziell tätig sein muss». Das bedeutet: Die SRG wird im Internet werben dürfen, einfach noch nicht jetzt, sondern in einigen Jahren.

Statt dass der Bundesrat die übermächtige SRG (Umsatz: 1,6 Mrd. Franken) in die Schranken weist, weitet er ihr Tätigkeitsfeld weiter aus. «Künftig soll die SRG innerhalb eines klar umgrenzten Spielraums auch nicht sendungsbezogene Inhalte auf ihren Internetseiten an-

bieten können», heisst es in der Medienmitteilung. Medienministerin Leuthard beruhigte allerdings, die SRG werde keine Online-Zeitung machen dürfen. Nur: Das macht sie bereits jetzt, obwohl ihr dies gemäss Konzession nicht erlaubt wäre. Die Strategie wird offiziell strikt abgestritten, doch SRG-Mitarbeiter erklären hinter vorgehaltener Hand: Man hat die Expansion im Internet in den letzten Jahren stark vorangetrieben, um den Konzessionsgeber vor vollendete Tatsachen zu stellen.

Keine Ohrfeige für de Weck

Das SRG-Nachrichtenportal Tagesschau.sf.tv unterscheidet sich nicht von einer Online-Zeitung. Eine Stichprobe am Montag, 11 Uhr, zeigt: Von den dreizehn mit Bild angepriesenen Nachrichten basiert nur eine auf einem im Fernsehen ausgestrahlten Beitrag. Alle andern sind Textnachrichten ohne Bezug auf einen Fernsehbeitrag, was die aktuelle Konzession eigentlich verbietet. Ein Artikel befasst sich mit den Oben-ohne-Fotos von Prinzessin Kate; was dies mit Service public zu tun hat, bleibt rätselhaft. Weshalb greift Doris Leuthard nicht ein? «Es ist bisher gar nicht definiert, was eine Online-Zeitung überhaupt ist», sagt ein Sprecher Leuthards auf Anfrage.

Vielleicht hat die Politik ja den Mut, den «klar umgrenzten Spielraum» der SRG nun tatsächlich eng und klar zu definieren. Leuthard tönte an, dass zum Beispiel die Länge der Online-Textbeiträge auf tausend Zeichen limitiert werden könnte. Die Erfahrung zeigt aber: Die Politik hat es noch nie gewagt, das Wirkungsfeld der SRG deutlich einzuschränken; immer wurde den Wünschen der SRG früher oder später nachgegeben. Dies verhinderte, dass eine starke SRG-Konkurrenz im TV- oder Radiobereich entstehen konnte.

Doris Leuthards Schachzug, das Internet-Werbeverbot für die SRG vorläufig beizubehalten, war äusserst geschickt. Die Verleger können sich kurzfristig als Sieger fühlen, es sieht so aus, als ob der Bundesrat den Privaten entgegengekommen sei. Dass die SRG parallel dazu ihr Online-Angebot massiv ausbaut, gerät in den Hintergrund – obschon sie dadurch das zum Teil kostenpflichtige Angebot der Zeitungen auf wettbewerbsrechtlich fragwürdige Weise konkurriert. Der Entscheid des Bundesrates ist keine Ohrfeige für Roger de Weck, sondern die exakte Erfüllung seiner Wünsche, wenn auch im Werbebereich mit einer unwesentlichen Verzögerung.

Sissis Sonnenschirm



Bruno Stefanini, Schloss- und Turmbesitzer

Das Märchenschloss Brestenberg am Hallwilersee liegt im tiefen Dornröschenschlaf. Verbarrikadiert und vergammelt, weil es der Besitzer so will. Bruno Stefanini könnte hier mit dem Rolls-Royce des Stummfilmstars Greta Garbo vorfahren – die Karosse ist eine seiner Trophäen – wie zu seinen andern privaten Schlössern Grandson, Salenstein und Luxburg. Und er hätte, wenn dereinst sein Stündchen schlägt, die Gelegenheit, im Sterbebett von Napoleon Bonaparte, das er mitsamt dem Testament des Franzosenkaisers ersteigerte, seine letzte Ruhe zu finden. Er kann auch jederzeit von seinem 99,7 Meter hohen Sulzer-Büroturm aus, den er seit 2002 komplett leer stehen lässt, seine Geburtsstadt Winterthur überblicken, in der er ganze Quartiere besitzt, insgesamt sollen es 5000 Wohnungen sein.

Bruno Stefanini ist eine Art real existierender Dagobert Duck, unermesslich reich und ego-mächtig, ein 88-jähriger Selfmademan, der sich in seine Besitztümer und Reliquiensammlungen eingesponnen hat wie einst der legendäre US-Milliardär Howard Hughes in seine Phobien, abgeschottet von der Umwelt, etwas zausig gekleidet, wie Augenzeugen berichteten. Wohlstandsverwahrlosung auf höchstem Niveau, ein menschen scheuer Herr Rühmichnichtan, der einmal bekannte, seine letzten Ferien habe er sich 1941 abgerungen, als Unterbruch seiner 1500 Aktivdiensttage. Er hortet übrigens auch den Offiziershut, die Taschenuhr, den Mantel und den Dolch von General Guisan, ferner den Sonnenschirm Kaiserin Sissi, den Tresor Albert Einsteins, einen Schreibtisch Präsident John F. Kennedys und eine einzigartige Bilderkollektion mit Werken von Hodler, Segantini, Anker, Giacometti und Vallotton.

Während die Wellen um die Pauschalbesteuerung reicher Ausländer hochschlagen, bunkert Stefanini seine Schätze und Immobilien unterhalb des öffentlichen Empörungsrads in einer steuerbegünstigten Stiftung. Nicht nur Schloss Brestenberg, auch manche Wohnungen lässt er im Streit mit Behörden verrotten, und manche Einheimische verwünschen ihn ins Disneyland.

Peter Hartmann

Im Sumpf

Von Urs Paul Engeler — Wer steigt an einer Hochschule auf? Das ist keine wissenschaftliche Frage.

Die Definition von Wissenschaft ist genauso unscharf und zufällig wie das reale Tun der Wissenschaftler. Am gültigsten ist noch die Lesart, dass Wissenschaft all das ist, was die verschiedenen Professoren, die sich gerade an einer der vielen Universitäten aufhalten, jeweils als solche verstanden haben wollen. Der eine interpretiert Bantu-Lieder, der andere mischt Chemikalien, der dritte kommentiert einen alten Gesetzestext neu und ideologisch um, der vierte liest wieder einmal Leibniz.

Weil eine verbindliche, tragfähige Grundlage für die Beurteilung all dieser Bemühungen fehlt, lässt sich die Leistung von Wissenschaftlern auch mit keinem Massstab erfassen. Das einzige Kriterium, das eine vage Annäherung erlaubt, ist die Emsigkeit, die allein aus der Anzahl von Aufsätzen und anderen mit Gehilfen angefertigten Publikationen ermittelt werden kann. Relevanz und Qualität sind Geschmackssache.

Das spezielle Klima

Dieser schwammige Untergrund ist der Nährboden, aus dem das spezielle universitäre Klima dampft, das jeder kennt, der diese Institution schon besuchen musste oder mit Erlebnisberichten aus dem Innern der Zirkel versorgt wird. Das täglich aufsteigende Gemisch setzt sich zusammen aus Willkür, Missgunst, Argwohn, Profilierungssucht, Rudelbildung, wenigen offenen Feinden und vielen Intrigen.

Das trifft für die Beurteilung der Arbeiten von Studierenden etwas weniger, für die Selektion der Eifrigsten zu Hilfskräften und Nachwuchswissenschaftlern schon stärker und für das Verhältnis der Professoren zu- und untereinander in ganz besonderem Mass zu. Der Aufstieg erfolgt über Seilschaften, die sich über Sympathie, Kalkül und politische Gesinnung bilden.

Oben finden sich kaum zwei Professoren des gleichen Fachgebiets, die sich nicht eifersüchtig bekämpfen und gegenseitig für inkompetent, das heisst unwissenschaftlich, halten. Für bürgerliche Soziologen ist Jean Ziegler ein unwissenschaftlicher Polemiker, für seine Genossen ein tapferer Wissenschaftler. Es gilt die Version, die sich politisch durchsetzt. Oder: Je linker die Schweiz, umso wissenschaftlicher Ziegler und Co.

Der Fall Mörgeli: Seite 20

Der Judaslohn gehört der Schweiz

Von Martin Schubarth — Die Belohnung, die Ex-UBS-Banker Bradley Birkenfeld für den Verrat von Bankdaten in den USA bekommen hat, ist einzuziehen und der Schweiz zu überweisen.

Ausländische Staaten wie Deutschland und die USA bezahlen Verbrechern gutes Geld als Belohnung für ihre gegen die Schweiz gerichteten Straftaten. Das ist die Rechtskultur des 21. Jahrhunderts. Könnte sich die Schweiz, wenn sie schon diese staatliche Förderung von Verbrechen nicht verhindern kann, wenigstens an diesem Geldsegen beteiligen, nicht um sich zu bereichern, sondern zur Durchsetzung der Maxime: Verbrechen dürfen sich nicht lohnen, weshalb der Verbrecherlohn einzuziehen ist.

Vermögenswerte, die dazu bestimmt waren, eine Straftat zu belohnen, sind nach Art. 70 Strafgesetzbuch einzuziehen. Der Verbrecherlohn, also etwa das Geld, das dem gedungenen Mörder ausbezahlt wurde, ist vom Richter einzuziehen. Es verfällt an den Staat. Das ist unbestritten und klares geltendes Recht.

Bradley Birkenfeld hat von der IRS, der Bundessteuerbehörde der Vereinigten Staaten, eine Belohnung in der Höhe von 104 Millionen Dollar erhalten. Es handelt sich dabei offensichtlich um Verbrecherlohn.

Kann die Schweiz diesen Verbrecherlohn konfiszieren? Dies ist grundsätzlich dann möglich, wenn die an Birkenfeld ausbezahlte Summe die Belohnung für eine in der Schweiz verfolgbare Straftat darstellt. In diesem Fall müssten die USA Rechtshilfe leisten, also den von der IRS ausbezahlten Verbrecherlohn beschlagnahmen und in die Schweiz überweisen.

Sollte Birkenfeld in der Schweiz Akten der UBS widerrechtlich mitgenommen haben, dann wäre zu prüfen, ob er damit einen Diebstahl begangen hat. Bilden derart gestohlene Akten die Grundlage für die Informationen, die Birkenfeld der IRS hat zukommen lassen, dann ist die Summe von 104 Millionen Dollar, die er von der IRS erhalten hat, die Belohnung für diesen Diebstahl. Im Rahmen eines in der Schweiz wegen eines solchen Aktendiebstahls durchgeführten Strafverfahrens gegen Birkenfeld könnte und müsste die Belohnung, die er dafür erhalten hat, eingezogen werden. Und die USA wären, wie gesagt, verpflichtet, das Birkenfeld ausbezahlte Geld aufgrund eines Rechtshilfesuchs der Schweiz zu beschlagnahmen und der Schweiz zu überweisen.

Grundsatz der Gegenseitigkeit

Ob es so weit kommen wird? Dazu müsste zunächst ein Strafverfahren gegen Birkenfeld in der Schweiz eingeleitet werden, falls dies nicht schon geschehen ist. Und vor allem müssten die Schweizer Behörden den Mut haben, den

Amerikanern klarzumachen, dass Rechtshilfe auf dem Grundsatz der Gegenseitigkeit beruht. Wenn die USA ständig von der Schweiz Rechts- und Amtshilfe verlangen, dann müssten sie auch umgekehrt ihren Verpflichtungen aus dem Rechtshilfevertrag nachkommen.

Deshalb sollte die Schweiz mit dem nötigen Selbstbewusstsein auftreten und keine Hemmungen haben, von den Amerikanern den Judaslohn herauszuverlangen. Wir werden dann sehen, ob und gegebenenfalls mit welchen Ausreden die USA Macht vor Recht setzen werden.

Die Ironie der Angelegenheit wird den Amerikanern natürlich nicht entgehen. Sie werden es nicht lustig finden, wenn sie mithelfen sollen, ausgerechnet das Manna sicherzustellen, das sie über einen Informanten ausgeschüttet haben, der für sie vielleicht ein Held ist, bei nüchterner Betrachtung jedoch eher einen Verräter darstellt. Vielleicht werden sie dann ihr ohnehin schon machtsüchtiges Steuersystem so ändern, dass von der Schweiz konfiszierte Vermögenswerte, die sich in den USA befinden, einer Sondersteuer in Höhe des beschlagnahmten Betrags unterliegen.

Martin Schubarth ist ehemaliger Bundesrichter.
www.martinschubarth.ch



Geldsegen: Informant Birkenfeld.

Personenkontrolle

Stich, Sigg, Rey, Baumann, Ogi, Longchamp, Ritschard, Villiger

Einen knorrigeren, eigenwilligeren und widersprüchlicheren Bundesrat als den letzte Woche verstorbenen **Otto Stich** (SP) gab es in den letzten Jahrzehnten nicht. Er mischte sich, sphinxartig lächelnd, überall ein, schonte niemanden und konnte selbst nicht die leiseste Kritik ertragen. Hermetisch eingepuppt durch seine treue Beraterschar um **Oswald Sigg** und **Jean-Noël Rey**, den er später dreist zum Postchef beförderte, machte er seine eigene Meinung zur unverrückbaren Wahrheit. Das kam einige Male gut heraus, oft arbeitete er sich ins Verderben.

Geradezu tragisch war, wie er, zusammen mit seiner Vertrauten **Elisabeth Baumann**, in



Eigene Wahrheit: Stich (l.) mit Ziehsohn Rey.

den 90er Jahren versuchte, das Debakel der ihm anvertrauten Bundespensionskasse (PKB) abzuwenden. Weil er früher für die Coop-Pensionskasse verantwortlich gewesen war, traute er sich zu, in stundenlanger Nacharbeit im «Bernhof» das Chaos von mehreren hunderttausend falschen oder fehlenden Dossiers eigenhändig zu beheben. Bis eine PUK ihm das Handwerk legte, hatte sich ein Defizit von über sechs Milliarden Franken gebildet, das die Steuerzahler auszugleichen hatten. Ein Experte bezeichnete Buchhalter Stichts einsamen Einsatz als «zehn Jahre Titanic».

Weil Stich stets Stich blieb, hielt er auch nach dem verheerenden PUK-Bericht an seiner Meinung fest, keinen einzigen Fehler begangen zu haben. Selbst demokratische Entscheide zweifelte er an. Als Volk und Stände 1991 seine «Neuordnung der Bundesfinanzen» verwarfen, forderte er allen Ernstes, es seien nur noch qualifizierte Ablehnungen (d. h. ein Nein von über 50 Prozent sämtlicher Stimmberechtigter) zu akzeptieren. Solcher Trotz bewahrte die Schweiz jedoch auch vor folgenschweren Fehlentwicklungen. Dass er via 1.-August-Interview im Westschweizer Radio **Adolf Ogis** (SVP) unseriöse und vom getäuschten Volk bereits abgesegnete Neat-Pläne stoppte, bevor der Zug ins Milliardenloch donnerte, war ein



Notbremung: Stich (l.) mit Kollege Ogi, 1992.

bislang einmaliger Verstoss gegen die Kollegialität, aber nötig. Nachberechnungen gaben Stich dann recht: Ogis Neat wäre nicht selbsttragend gewesen, wie behauptet, sondern hätte innert weniger Jahren, gegen 300 Milliarden Franken verschlungen!

Wahrscheinlich hat Stich einiges dazu beigetragen, dass die Eidgenossenschaft 1992 dem EWR nicht beigetreten ist. Als Bern allmählich erkannte, dass die Stimmung sich zum Nein neigte, machte **Claude Longchamp**, der den Bundesrat mit vertraulichen Umfrage-Ergebnissen auf dem Laufenden hielt und die Regierung gleich auch taktisch beriet, den Vorschlag, das Ruder mit einem kraftvollen öffentlichen Auftritt aller sieben Bundesräte herumzureisen. Weil aber EWR-Gegner Stich mit keinen Mitteln dazu zu bewegen war, zu tun, als ob, konnte das hohe Septett nie auftreten.

Er liess sich als Sparonkel der Nation feiern, was er verbal auch war. Die Zahlen allerdings liefen ihm davon. Als Stich Anfang 1984 die Bundeskasse von Vorgänger **Willi Ritschard** (SP) übernahm, klappte darin ein Loch von 32 Milliarden Franken. Als er sie Ende 1995 **Kaspar Villiger** (FDP) übergab, waren die Schulden bereits auf 82 Milliarden angewachsen. Kritische Fragen zu den wachsenden Defiziten verbat er sich. Ein lange geplantes Interview mit dem Schreibenden liess er platzen, indem er stereotyp erklärte: «Dazu sage ich nichts! Sie können sich noch so viel Mühe geben, ich sage gar nichts!» Als die *Berner Zeitung* unter dem Titel «Folgende acht Fragen wollte Otto Stich nicht beantworten» die Verweigerung publik machte, forderte er per Brief an die Geschäftsleitung die Entfernung des Journalisten. Vergeblich. *Urs Paul Engeler*



Schuldenloch: mit Kollege Villiger (l.), 1995.

Nachruf



Solid und standfest: Sozialdemokrat Stich.

Otto Stich (1927–2012) — Am 7. Dezember 1983 wurde er in den Bundesrat gewählt – gegen die offizielle Kandidatin der SP, Lilian Uchtenhagen. Otto Stich war Kandidat der bürgerlichen Parteien. Aber er war Sozialdemokrat durch und durch. Arbeitersohn, kein Linker der 68er Bewegung, aber politisch solid und standfest. Er war Vater der legendären Reichtumssteuer-Initiative, die 1977 mit 44,4 Prozent Ja-Stimmen ein grosser Achtungserfolg war. Das war auch linke SP-Politik.

Otto Stich war zum Glück – im Unterschied zu Lilian Uchtenhagen – nicht der Liebling der Ringier-Presse. Er hatte es von Anfang an klar abgelehnt, sich vom Ringier-Schreiber Frank A. Meyer zum Essen einladen zu lassen – wie das viele Bundesräte vor und nach ihm noch so gerne gemacht haben. Seine Politik hat er nie davon abhängig gemacht, wie gut er in den Medien ankam. Er war sehr stur, aber konsequent. Und gleichzeitig ein äusserst sensibler Mensch mit Humor.

Otto Stich war nicht nur ein kompetenter Finanzminister. Er hat sich mit Vorliebe in alle wichtigen Bundesratsgeschäfte eingemischt. Und damit seine Kollegen verärgert. Legendär der harte Streit mit Adolf Ogi über die Neat-Finanzierung. Stich hat recht bekommen.

Die Bürgerlichen hatten Otto Stich rasch fallengelassen, als sie merkten, dass er nicht ihre Politik machte. Im Nachhinein wäre ihnen Lilian Uchtenhagen wahrscheinlich genehmer gewesen. Dafür hatte die SP einen Bundesrat, der noch wusste, was die Sorgen der Leute mit kleinen Einkommen und Renten sind. *André Daguët*

About Schmidt

Von Henryk M. Broder — Wäre Helmut Schmidt, 93, Kandidat, würde er als Kanzler gewählt.



Die deutschen Sozialdemokraten haben eine Begabung, sich das Leben schwerzumachen. Ein Jahr vor den nächsten Wahlen zum Bundestag können sie sich zum Beispiel nicht auf einen Kandidaten einigen, der das Rennen gegen Angela Merkel verlieren soll. Sie präsentieren den ehemaligen Aussenminister Frank-Walter Steinmeier, den ehemaligen Minister der Finanzen Peer Steinbrück und den ehemaligen Bundesminister für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit, Sigmar Gabriel, der die Partei seit 2009 führt. Es wäre übertrieben, zu sagen, dass es sich bei den drei um charismatische Persönlichkeiten handelt, es sind eher Funktionäre und Technokraten, die es noch mal wissen wollen, obwohl sie ihre politische Zukunft hinter sich haben.

Der beliebteste Sozialdemokrat ist ebenfalls ein Ehemaliger: Ex-Bundesminister für Verteidigung, Ex-Bundesminister für Wirtschaft und Finanzen und Ex-Bundeskanzler Helmut Schmidt. 93 Jahre alt und körperlich angeschlagen, tritt er in Talkshows auf und nimmt Stellung, vor allem auf dem Gebiet der Aussenpolitik. Im *Zeit-Magazin* hat er den Volksaufstand auf dem Platz des Himmlischen Friedens in Peking im Jahre 1989 ganz neu interpretiert. Das Militär habe sich gewehrt, nachdem es von Demonstranten mit Steinen und Molotowcocktails angegriffen worden sei, der Regierung habe ein «enormer Gesichtsverlust» gedroht, die vom Roten Kreuz geschätzte Zahl der Toten von 2600 sei «weit übertrieben», und schliesslich: Man sollte politische Vorgänge in China nicht nach europäischen Massstäben beurteilen, denn: Persönliche Freiheitsrechte habe es in der chinesischen Geschichte nie gegeben.

Hätte ein CDU-Politiker solche Sätze von sich gegeben, wäre er umgehend niedergemacht worden, auch von den eigenen Parteifreunden. Aber Schmidt gilt nicht nur als Elder Statesman, er ist ein Nationalheiliger. Er könnte aus dem Paderborner Telefonbuch vorlesen, und die Leute wären begeistert, wie fit und geistesgegenwärtig er ist.

Noch traut sich niemand in der SPD, es klar zu sagen: Aber wenn Schmidt sich bereit erklären würde, als Kanzlerkandidat anzutreten, hätte die SPD eine reelle Chance, die Wahlen zu gewinnen.

Blendwerk Energiebesteuerung

Von Silvio Borner — Die Ökologie soll die Steuerpolitik diktieren. Versprochen werden höhere Effizienz, eine grünere Wirtschaft und technologischer Fortschritt: ein Ding der Unmöglichkeit.

Als Ökonom macht man sich unbeliebt, wenn man darauf hinweist, dass auch idealistische Ziele fatale Folgen haben können. Die Visionäre geben sich mit den guten Absichten zufrieden, ohne die Konsequenzen zu bedenken. Im schlimmsten Fall berufen sie sich allerdings auf ökonomische Argumente und machen geltend, dass ihr Programm nicht nur der Gerechtigkeit, der Nachhaltigkeit oder der Sicherheit diene, sondern auch wirtschaftliche Effizienz und Wachstum fördere.

Ein Paradebeispiel dafür ist die ökologische Steuerreform. Statt das Einkommen und Vermögen oder den Konsum in der vollen Breite zu besteuern, versucht der Bundesrat, unerwünschte Arten des Konsums (hier vor allem von Energie) zu besteuern. Er gibt vor, dadurch zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen: Erstens soll die offenbar zu billige, weil schädliche Energie verteuert werden und zweitens soll das Klima gerettet und gar der technische Fortschritt belebt werden. Leider zu schön, um wahr zu sein. Warum?

1—Alle Steuern (ausser pauschale Kopfsteuern) verzerren die Preise und haben somit Wohlfahrtsverluste zur Folge. Die Einkommenssteuer oder die Sozialversicherungsbeiträge sind nichts anderes als eine Besteuerung der Arbeit. Sie verteuern die Arbeit und reduzieren die Beschäftigung.

2—Steuern werden bei bestimmten Personen oder Firmen erhoben, aber nicht von diesen getragen, weil sie überwältigt werden, meistens vorwärts auf die Konsumenten, aber auch rückwärts auf die Arbeitnehmer. Die Aufteilung der Sozialversicherungsbeiträge auf Arbeitgeber und Arbeitnehmer ist ökonomisch gesehen irrelevant. Hunde- oder Maschinensteuern werden auch nicht von den Maschinen oder Hunden getragen, sondern auf die Eigentümer überwältigt.

3—Die so verzerrten Preise lösen Anpassungsreaktionen aus, die indirekt zu noch mehr Wohlfahrtsverlusten führen, weil Produzenten und Konsumenten den hochgestimmten Preisen auszuweichen versuchen.

Oftmals bestreitet die Politik diese drei Effekte mit dem Argument, man müsse dafür sorgen, dass die Preise hoch genug sind, um auch die «sozialen» oder «externen» Kosten des Verkehrs, der Energieproduktion oder anderer Güter abzugelten. Diese sogenannten Len-

kungsabgaben überzeugen höchstens auf der Wandtafel. In der Praxis ist nämlich nicht klar, wie hoch die zu korrigierenden externen Kosten sind. Und so verwandeln sich die Lenkungsabgaben schnell in (erst noch schlechte) Steuern, die besonders verzerrend wirken. Nehmen wir als Beispiel die Kernenergie. Die Schätzungen der externen Kosten könnten unterschiedlicher nicht sein. Dasselbe gilt für das CO₂ der fossilen Energieträger oder die Umweltschäden von Staudämmen, Solarpanels oder Windturbinen. Jeder hat seine eigenen Vorstellungen.

Prohibition bringt keinen Fortschritt

Hinzu kommt, dass die vorgeschlagenen Lenkungsabgaben mit externen Kosten gar nichts zu tun haben, sondern extrem hoch angesetzt werden müssen, um die völlig willkürlichen Sparziele der rein opportunistischen Energiewende zu erreichen. Trotz gegenteiliger Bekenntnisse will man also nicht die Effizienz steigern, sondern mit exorbitanten Bussen eine Prohibition errichten. Dass man so den technischen Fortschritt beschleunigen kann, ist geradezu lächerlich.

Weil die Energie als Steuerbasis im Vergleich zum gesamten Konsum oder Einkommen sehr schmal ist, müssen die Steuersätze hoch angesetzt werden, was

die Verzerrungen vergrössert und die Wohlstandsverluste erhöht. Dies wird vor allem bei der Produktion gewaltige Ausweich- und Anpassungsreaktionen auslösen. Im Vordergrund steht die Verlagerung energieintensiver Branchen ins Ausland.

Dem Klima hilft das nichts, weil wir dann einfach mehr graue Energie importieren. Aber selbst beim Konsum würde schnell ein Benzin-Einkaufstourismus in der umgekehrten Richtung um sich greifen. Wenn die Politik dann auch das noch verhindern will, verheddert sie sich definitiv im administrativen Dickicht.

Es ist kein Zufall, dass in der Vergangenheit alle Versuche, die Besteuerung auf ein anderes als das Staatsfinanzierungsziel auszurichten, dramatisch gescheitert sind (*single tax* auf Grundeigentum oder Maschinensteuern). Auch wenn die Bürger die technologischen Widersprüche der Energiewende noch nicht richtig einzuschätzen vermögen, werden ihnen spätestens mit der ökologischen Steuerreform die Augen aufgehen.



Schuld ist immer Amerika

Von Hansrudolf Kamer — Der Proteststurm in der muslimischen Welt gegen Amerika lässt Präsident Obama ratlos. Seine Politik im Mittleren Osten liegt in Trümmern.



Der legendäre amerikanische Historiker und Kenner des Nahen und Mittleren Ostens, Bernard Lewis, beschreibt in seinen Büchern immer wieder das Sündenbock-Syndrom: Schuld an der Misere der Mus-

lime sind immer andere. Die Araber geben den Türken und dem Ottomanischen Reich die Schuld an ihrer Unterentwicklung. Die Türken selber sehen in der vorangegangenen arabischen Herrschaftsperiode die Wurzel aller Übel. Die Perser glauben, die Araber, Türken und Mongolen seien die Totengräber.

Nachher waren es die Briten und Franzosen. Dann kam die Entkolonialisierung, doch einen Bösewicht brauchte man trotzdem: Amerika bot sich an.

Vor vier Jahren analysierte der Kandidat und dann Präsident Obama die Lage im Mittleren Osten recht simpel: Die Intervention im Irak schüre die antiamerikanische Stimmung. Als Gegenmittel bot er den Abzug der amerikanischen Truppen, einen Frieden in Palästina und sich selbst an: Er kenne den Islam. Er habe ihn auf drei Kontinenten selbst erlebt.

Seine Kenntnisse waren ungenügend. Die Administration Obama war intellektuell und praktisch unvorbereitet auf das, was kam. Als nun die Leiche des ermordeten amerikanischen Botschafters durch die Strassen Bengasis geschleift wurde, flog Präsident Obama nach Las Vegas, um Geld für seine Wahlkampagne aufzutreiben. Am Tag danach fand er keine Zeit, um dem Briefing über die Sicherheitslage beizuwohnen. Dann aber liess es sein Terminkalender zu, dass er an der Show von David Letterman und einer Radio-Talkshow teilnahm.

Die US-Botschaft in Kairo wurde von Marine-Infanteristen mit Schusswaffen ohne Munition bewacht. Dafür hatte ein Diplomat der Botschaft den guten Einfall, in den Cyberspace zu tweeten, dass Amerika die Aufregung über verletzte religiöse Gefühle verstehe – während die Schläger im Zeichen Allahs die Umzäunung der Botschaft stürmten.

In Bengasi handelte es sich um eine vorbereitete Attacke auf den Botschafter, nicht um eine spontane Protestaktion. Zur Vorbereitung gehörte ein Leck, durch das Informationen über den Aufenthaltsort des Diplomaten

drangen, der versucht hatte, in einem *safe house* Unterschlupf zu finden.

Dass Mitt Romney speziell diese Aspekte eklatanter Inkompetenz kritisierte und als Folge von Obamas Politik des allgemeinen Rückzugs hinstellte, war kein Fehler. Im Gegenteil: Es war ein erfreulicher «Ausreisser» eines sonst übervorsichtig agierenden Kandidaten, der die Aussenpolitik nicht anfassen will.

Obamas naive Selbstüberschätzung

Die antiamerikanischen Proteste, die von Libyen und Ägypten aus fast die ganze muslimische Welt erfasst haben, waren nicht durch die spontane Wut auf das dümmliche Video ausgelöst worden, sondern sind ein kalkuliertes Instrument in den Machtkämpfen unter Stämmen, Sekten und Terrorgruppen in der ganzen Region.

Obwohl kein amerikanischer Präsident gegen diesen Aufruhr viel ausrichten kann, sind die Ausschreitungen ein Problem für Obama. Seine Politik im Mittleren Osten liegt in Trümmern. Er hatte illusionäre Erwartungen geweckt. Die in naiver Selbstüberschätzung ausgestreckte Hand des Friedensnobelpreisträgers wurde zurückgewiesen. Er steht nun ohne Kleider da.

Bernard Lewis sagte vor einigen Jahren, Amerika laufe das Risiko, im Mittleren Osten als harmloser Feind und treuloser Freund be-

trachtet zu werden. Umfragen zeigten schon früher an, dass die Muslime in vielen Ländern eine noch schlechtere Meinung von Amerika haben als im letzten Amtsjahr von Bush.

Die Reaktion auf den arabischen Frühling war und bleibt konfus: Kurz vor dem Botschaftsturm erklärte Obama in einem Interview, er glaube nicht, dass Ägypten ein Verbündeter sei. Doch ein Feind sei es auch nicht. Jimmy Carter, der einst Ägypten und Israel zusammengeführt hatte, meldete sich zu Wort und korrigierte Obama: Doch, es sei ein Allierter.

Der Dialog mit dem Iran und die mangelnde Unterstützung der Opposition im Jahr 2009 stärkten die Machthaber in Teheran. Die Intervention in Libyen stürzte einen Diktator, aber hinterliess ein Chaos. In Syrien, wo strategische Interessen Amerikas ein Eingreifen eher rechtfertigen würden, wurde Assad zunächst gestützt, bevor er rhetorisch fallengelassen wurde. Nun nimmt die allgemeine Verunsicherung zu.

Inzwischen intervenieren statt amerikanischer iranische Kämpfer in Syrien. Der Krieg bedroht zunehmend Jordanien und Libanon und könnte auf weitere Teile der Region übergreifen. Obamas Politik hat die sunnitischen Regime in Saudi-Arabien und am Golf entfremdet. Gleichzeitig verschlechterten sich die Beziehungen mit Israel dramatisch. Der Palästina-Konflikt modert weiter, der versprochene Friede bleibt aus.

Noch am Parteikongress der Demokraten in Charlotte hatte der gescheiterte Kandidat von 2004, John Kerry, mit der höhnischen Bemerkung aufgetrumpft, man solle doch Osama Bin Laden fragen, ob es ihm heute besser gehe als vor vier Jahren. Der Mob in Kairo antwortete hämisch: «Obama, Obama, es gibt noch Millionen von Osamas.»



«Millionen von Osamas»: Angriff auf die amerikanische Botschaft in Kairo.

Die Futtertröge der Arbeitstheoretiker

Von Christoph Mörgeli

Nehmen wir an, jemand ist vierzigjährig und Dauerstudent ohne Abschluss. Nehmen wir an, jemand ist Balthasar Glättli.

Im regulären Arbeitsmarkt ist mit solchen Voraussetzungen schwerlich unterzukommen. Doch es gibt eine Lösung: die Gewerkschaften. Mit der entsprechenden politischen Tendenz gibt es dort immer ein Pöstchen. Glättli war von 2010 bis 2012 Leiter Kampagnen und Werbung beim VPOD (Verband des Personals öffentlicher Dienste). 2011 ergatterte er dann das Nationalratsmandat, das ihn seither finanzieren dürfte. Zur gewöhnlichen Arbeitswelt hatte Student und Politiker Glättli bis zu seiner Tätigkeit beim VPOD nur eine lockere Beziehung. Kein Problem für die Theoretiker der Arbeit, die heute in den Gewerkschaften sitzen.

Die Gewerkschaften sind die beliebtesten Futtertröge der linken Funktionärskaste geworden. Mit den eigentlichen Arbeitern, die sie angeblich vertreten, haben diese gewerkschaftlichen Eliten kaum mehr etwas zu tun. Ein paar Beispiele: Präsident des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes ist Paul Rechsteiner, Rechtsanwalt und Akademiker, von einem Arbeiter weit entfernt. Präsidentin des VPOD ist Katharina Prelicz-Huber, Sozialarbeiterin und Lehrerin («Professorin»), von einer gewöhnlichen Arbeiterin ebenfalls weit entfernt. Präsident des Kaufmännischen Verbandes Schweiz (gemäss Eigendeklaration «die grösste schweizerische Berufsorganisation für Angestellte aus dem kaufmännischen und betriebswirtschaftlichen Umfeld») ist Daniel Jositsch, Jurist und Universitätsprofessor, kein gewöhnlicher Angestellter auch er. Präsident des VPOD Luftverkehr ist Daniel Vischer, Rechtsanwalt, auch kein Buezer im klassischen Sinn.

Die Gewerkschaften haben in der Zeit der Industrialisierung ihren Anfang genommen. Sie waren eine Bewegung für Arbeiter, die in dieser Umbruchszeit für elementare Rechte kämpften. Die damaligen Ziele sind längst erreicht, die Arbeitswelt hat sich grundlegend verändert. Heute haben die Gewerkschaften nur noch einen Sinn: Sie dienen dazu, dem linken Klüngel Pöstchen und Pfründen zu verschaffen. Sie schaden mit ihren erpresserischen Methoden der Wirtschaft. Leid können einem bei diesem widerlichen Schauspiel nur die Arbeiter und einfachen Angestellten tun. Denn sie dürfen mit ihren Beiträgen die ganze Herrlichkeit finanzieren.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Kaderpartei frisst ihre Kader

Von Peter Bodenmann — Die Sonne lacht für die anderen: Zuppiger weg. Rickli ausgebrannt. Bortoluzzi angeschossen. Mörgeli unter Druck.



Mythos Milizsystem: Nationalräte Rickli, Mörgeli.

Die SVP verlangt von ihren Politikern mehr Einsatz als andere Parteien. Sie müssen sich an Seminaren weiterbilden. Auf der Strasse Unterschriften sammeln. An jeder Hundsverlochte präsent sein. Schweizer Fahnen schwingen. Schweizer Schwinger lieben. Schwarze Schafe jagen.

Linke Kritiker glaubten vor Jahren, die SVP entwickle sich zu einer erfolgreichen rechten Kaderpartei leninistischen Stils. Der geliebte Führer gibt die Richtung vor, die Kader und die Massen marschieren.

Die SVP pflegt – als helvetisches Sahnehäubchen – den Mythos Milizsystem: Politiker stehen mit beiden Beinen im Beruf. Und machen obendrein in den Abendstunden und am Wochenende Politik. Fürs Vaterland.

Das macht aus Politikern Opfer. Früher oder später können sie all diesen Ansprüchen nicht mehr genügen. Die Jungen werden schneller alt. Und die Alten verlieren den Tritt.

Der lebenswürdige Schlufi und Anpasser Bruno Zuppiger verlor bei der Verwaltung fremder Vermögen etwas den Überblick über Mein und Dein. Und versuchte sich – neben der Politik – ausgerechnet als Unternehmensberater. Seine von der Partei unterstützte Kandidatur für den Bundesrat war ein letzter verzweifelter Fluchtversuch.

Natalie Rickli war lange das blonde Fallbeil der SVP. Etwa im Kampf gegen die zu vielen

Deutschen in Grossraum Zürich. Rickli ging auf tutti, stand auf zu vielen Bühnen im Rampenlicht. Irgendwann funktionierte das mit Politik und Beruf alles nicht mehr.

Der Schreiner Toni Bortoluzzi versuchte den Dschungel des Gesundheitswesens zu begreifen. In Seminaren und an Tagungen. Um effizient bei der Demontage der Krankenversicherung mitzuhelfen. Die eigene Partei kippte die von Bortoluzzi mit unterstützte Managed-Care-Vorlage – taktisch richtig – im letzten Moment über Bord. Und will den alten Elefanten jetzt abschiessen. Um letztlich den Bankier Matter nach Bern zu holen. Der Verwundete trompetet einsam im Unterholz.

Wäre Professor Christoph Mörgeli ein FDP-Hinterbänkler, würde sich niemand an der Universität aufregen über ausgefallene oder schlecht besuchte Vorlesungen. Über eine verstaubte und erst noch irrelevante Ausstellung.

Der Schlufi Zuppiger, die Tutti-Rickli, der angeschossene Elefant Bortoluzzi und der böse Mörgeli sind schlicht und einfach überfordert. Sie stecken in der Milizkader-Falle. Und mit ihnen auch etwas die eigene Partei.

Was tun?, kann man da besorgt mit Lenin fragen. Konkrete Analyse der konkreten Situation: Milizsystem liquidieren. Profis aufs Eis.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Make or buy?

Von Kurt W. Zimmermann — Medienhäuser lancieren keine eigenen Produkte mehr. Sie kaufen ihre Erfolge extern ein.

Manchmal, wenn man eine Zeitungsmeldung liest, erinnert man sich an alte Zeiten. Diese Nostalgie ist aber nur dann interessant, wenn sie auch etwas über die neuen Zeiten aussagt.

Im Jahr 2000 startete Tamedia eine Online-Offensive. Dazu gründete der Konzern die sogenannte Winner-Gruppe. Die Tochter sollte das künftige Internet-Geschäft aufbauen, vor allem im Stellen- und Immobilienmarkt.

Ich wurde der erste Präsident der Winner-Gruppe. Denn ich glaubte damals, wie manche in der Branche, sehr an die Zukunft der – Verlage im Internet.

Bald schon war ich einer von wenigen, der noch sehr an die Zukunft der Verlage im Internet glaubte. Die Werbekrise begann. Die Verlage kümmerten sich lieber wieder um ihre Zeitungen, die unter Druck geraten waren. Nachdem Tamedia über zwei Jahre rund 30 Millionen Franken in die Winner-Gruppe investiert hatte, wurde die Übung abgebrochen. Auch andere Medienhäuser wie NZZ und Ringier fuhren ihre Online-Investitionen herunter.

Der Stellen- und Immobilienmarkt im Netz entwickelte sich trotzdem. Aufgebaut wurde er vor allem von verlagsfremden Kleinunternehmern. Einer von ihnen lancierte zum Beispiel die Stellenplattform Jobs.ch.

Letzte Woche wurde Jobs.ch für 390 Millionen Franken von Ringier und Tamedia gekauft. Die zwei grössten Medienkonzerne der Schweiz, so sagte die Zeitungsmeldung, konnten sich das kleine Online-Unternehmen mit seinen 45 Millionen Umsatz nicht alleine leisten.

Damit sind wir bei der zentralen Frage: *Make or buy?*

Die *make*-Strategie ist billiger. Eine Firma selber aufzubauen, kostet weniger als der spätere Kauf. Allerdings ist es auch riskanter. Man kann nicht sicher sein, dass man es aus eigener Kraft schafft. Die *buy*-Strategie wiederum ist viel kostspieliger. Dafür hat man die Sicherheit, mit der Drittfirma zugleich eine Marktposition einzukaufen.

In den letzten Jahren hat sich im Online-Geschäft der *buy*-Stil durchgesetzt. Selber brachten die Medienhäuser nichts zustande. Vor dem Kauf von Jobs.ch übernahm Tamedia bereits den Immobilienanbieter Homegate.ch. Ringier erwarb die Rubrikenplattform der Scout-24-Gruppe. Man zahlte in allen drei Fällen irrwitzige Summen, hatte aber die Gewissheit, auf Anhieb eine führende Marktstellung zu bekommen.



Neue Besitzer: Mark Sandmeier, Jobs.ch-CEO.

Buy ist für die Medienbranche neu. Über Jahrzehnte pflegte sie zuvor eine *make*-Tradition. Man brachte regelmässig neue Blätter auf den Markt. Manche reüssierten, und wenn andere scheiterten, dann versuchte man es von neuem.

Make ist die Strategie für risikoarme Märkte. Tatsächlich war die Medienindustrie über Jahrzehnte ein sicheres Feld. Es gab Absprachen, es gab keine verlagsfremden Konkurrenten, der Leser- und der Werbemarkt wuchsen unaufhörlich. Es gab allenfalls konjunkturelle, aber keine strukturellen Probleme. Es war richtig gemütlich.

Dann kam das Internet. Nun wurde der zuvor gemütliche Markt plötzlich ungemütlich. Die alten Geschäftsmodelle erodierte. Externe Mitspieler drängten in den Markt. Neues Business kannibalisierte die bestehenden Modelle. Die Volatilität und das Risiko stiegen enorm.

In volatilen Phasen geht man auf sicher. Man geht auf *buy*. Die Sicherheit darf Unsummen kosten, auch mal 390 Millionen. *Buy* lagert das Risiko an Dritte aus. Wenn dann die Dritten erfolgreich sind, kauft man sie teuer ein. Das zeigte sich zuletzt auch im klassischen Geschäft. Tamedia zum Beispiel hat in den letzten zehn Jahren dreissig externe Zeitungen und Zeitschriften übernommen, aber keine echte eigene Neulancierung mehr gewagt.

In den Medienhäusern wird nicht mehr entwickelt. Es wird abgewickelt.

23,1 Millionen für viel Weltschmerz

Von Alex Reichmuth

Diese Chance, sich in Szene zu setzen, will sich die Schweizer Politik nicht entgehen lassen. 2015 findet in Mailand, vor den Toren unseres Landes, eine Weltausstellung statt. Thema ist die weltweite Ernährung, ihr Titel lautet: «Den Planeten ernähren, Energie für das Leben». Soeben hat der Nationalrat die Teilnahme der Schweiz mit einem eigenen Pavillon gutgeheissen.



Ziel dieses Pavillons ist weit mehr, als nur die Leistungen von Landwirtschaft und Nahrungsmittelindustrie in der Schweiz zu präsentieren. Es geht um die Inszenierung von Weltschmerz. Die Besucher sollen zum Nachdenken «über die Verteilungsgerechtigkeit», «über die eigene Verantwortung» und «über das eigene Verhalten als Konsumentin oder Konsument» angeregt werden. Gestaltet wird der Pavillon vom Designer- und Architektenbüro Netwerch aus Brugg. Eine Jury hat dessen Projekt «Confooderatio Helvetica» aus insgesamt 103 Eingaben ausgewählt. Es steht unter dem Motto «Wenn viele zu viel nehmen, hat es für die meisten zu wenig». Vorgesehen ist, fünf Türme, die bis zu zwölf Meter hoch sind, mit Nahrungsmitteln zu füllen. Jeder Besucher darf davon so viel mitnehmen, wie er will. «Sie werden dabei eindrücklich erleben, wie die Bestände abnehmen und dass das eigene Konsumverhalten darüber entscheidet, wie lange es noch für die anderen Besucherinnen und Besucher reicht», schreibt Netwerch. Zudem sollen Kräne die Besucher auf die Türme hieven – immer nur so hoch, wie die Bestände der Lebensmittel reichen. «Diese Vorräte bis hin zum persönlichen Konsumfootprint beim Einschannen der mitgenommenen Lebensmittel können auf dem Smartphone und im Netz mitverfolgt werden», heisst es weiter.

Wenn sich alle gratis bedienen, ist bald nichts mehr da – worin der Sinn besteht, diese banale Botschaft zu vermitteln, ist schwer erkennbar. Klar ist nur, dass sich die Schweiz den Pavillon 21 Millionen Franken kosten lässt. Insgesamt sind die Ausgaben für den Auftritt an der Expo 2015 mit 23,1 Millionen veranschlagt. Übrigens: Unser Nachbarland Liechtenstein nimmt an der Expo 2015 nicht teil. Die Wirtschaft des Fürstentums kann keinen Nutzen in einer Teilnahme erkennen – also will auch der Staat nichts dazu beitragen.

Leserbriefe

«Ein grosses Bravo für diesen Mann, der viel gearbeitet hat, um dorthin zu kommen, wo er heute steht.» *Barbara Simeth*



«Sollte von Frau Sommaruga angestellt werden»: Beizer Kasinathan Kethys.

Zukunft in der Schweiz

Nr. 37 – «Muesch gäng bügle, gäu?»; Andreas Kunz über die Tellerwäscherkarriere des Tamilen Kasinathan Kethys

Der Artikel ist eine wahre Freude. Ein grosses Bravo für diesen Mann, der viel gearbeitet hat, um das alles zu erreichen und um dorthin zu kommen, wo er heute steht. Ich finde, er sollte von Frau Sommaruga angestellt werden und in die verschiedenen Auffangzentren geschickt werden, um seinen Lebensweg zu schildern und zu zeigen, dass man in der Schweiz eine Zukunft hat, wenn man auch die Sprache lernt und sich integriert. Das Beste ist, finde ich, wenn er sagt, dass «wer Ende Monat ohne Gegenleistung Geld erhalte, werde sich nie integrieren». *Barbara Simeth, per E-Mail*

Unendliche Geschichte

Nr. 37 – «Ex-Spitzel Ramos jagt die Schweizer Millionen»; Philipp Gut über Ex-Bundesanwalt Roschacher

Das in Auszügen dargestellte Memorandum trägt einen Absender und eine Unterschrift, hingegen keinen Adressaten. Angesprochen wird, frei übersetzt, «wer auch immer». Für die Qualifikation wäre das Wissen darum wichtig, ob das Dokument einer offiziellen eidgenössischen Institution, einem politischen Gremium, einem Medium oder einem Berufskollegen des Herrn Mancigli in der Schweiz zugestellt worden ist. Davon dürfte

dann auch abhängen, wie diese unsägliche und unendliche Geschichte im Weiteren verläuft, in deren Zusammenhang die Lauterkeit des Geri Müller auch nicht über alle Zweifel erhaben ist. Immerhin hat er als Mitglied der von Frau Meier-Schatz geleiteten GP-Subkommission keinen grossen Widerstand bekundet, als diese in Zusammenarbeit mit der zu überprüfenden Bundesanwaltschaft am Schweizer Fernsehen einen Putsch gegen Justizminister Blocher gefeiert hat. Dass sein inzwischen in den Ständerat beförderter Kollege Claude Janiak die vor immerhin vier Jahren von Ex-Nationalrat Hugo Fasel übernommene Aufgabe, einen Bericht über die Vorgänge zu erstellen, offenbar noch immer nicht erfüllt hat, scheint ihn nicht sonderlich zu stören. Der Ruf nach einer PUK ist richtig. Gleichzeitig müssten allerdings die noch immer in Amt und Würden stehenden Exponenten durchleuchtet werden. *Hans Christian Müller, Zürich*

Ein Mann, der heiratet, ist selber schuld

Nr. 37 – «Scheiden bringt nichts»; Franziska K. Müller über die Hoffnungen von Geschiedenen

Die heutige Gerichtspraxis bei Scheidungen macht die Ehe zum Auslaufmodell. Die vorgesehene Revision des Scheidungsrechts verschärft die Situation zusätzlich. Jeder Mann, der heiratet, ist selber schuld. Vielleicht würde eine Studie zu den gesellschaftlichen Folgekosten von Scheidungen endlich einmal auch

den volkswirtschaftlichen Schaden aufzeigen (Arbeitsausfälle, -unfähigkeit, Langzeittherapien für Scheidungskinder, Beistände und Vormundschaften, Negativanreize für Mehrverdienste, Steuerausfälle et cetera). Es scheint jedoch, dass man lieber Positionierungskämpfe der Geschlechter betreibt und dabei zukünftige Generationen opfert.

Roger Müller, Zürich

Aus dem Leben zum Nachdenken

Nr. 37 – «Ausgezeichnete Behandlung»; Peter Ruch über seine Krebskrankheit

Dem Essayisten meine Gratulation; der perfekte *Weltwoche*-Beitrag: Zum Nachdenken anregend, aus dem Leben, mit klarer Meinung. Besten Dank.

Thomas Engel, per E-Mail

Warum diese Strafsteuer?

Nr. 37 – «Eigenmietwert ist überfällig»; Essay von Hans Egloff

Wenn man der Logik der Versteuerung des Eigenmietwertes von selbst benutzten Wohnungen folgen will, dann muss auch derjenige, der im Garten sein eigenes Gemüse produziert, dieses versteuern. Denn der ist ja gegenüber anderen, die das Gemüse kaufen müssen, bevorzugt. Vielleicht hilft dieser Vergleich beim Ausfüllen des Stimmzettels.

Max Salm, Umiken

Das Beispiel des Autors mit der Versteuerung des Eigennutzens von Schuhen in seiner Replik auf Silvio Borner's Beitrag zum Eigenmietwert trifft leider nicht ins Schwarze. Die Gegenüberstellung ist zwar durchaus aufschlussreich, aber umgekehrt wird ein Schuh draus: Erstens ist Wohneigentum im Gegensatz zu Schuhen ein Investitionsgut. Dass es auch einen konsumptiven Zweck erfüllt, ändert daran nichts, sondern liegt in der Natur der Sache. Zweitens ist es ja nicht so, dass nur ein Teil der Bevölkerung über Schuheigentum verfügt und der Rest seine Schuhe mietet. Anders als beim Wohneigentum würde die Steuergerechtigkeit also kaum leiden, wenn auf eine systematisch gerechtfertigte Besteuerung von Schuheigentum verzichtet würde. Drittens sprechen wir beim Wohnen von einem etwas grösseren Posten im Haushaltsbudget als bei Schuhen, auch wenn der eine oder andere Ehemann diese Feststellung offen anzweifeln dürfte. *Dominik Hauri, Rheinfelden*

Korrigenda

In der Kolumne «Namen» (Nr. 37/12) ist uns ein Fehler unterlaufen. Der Name des erwähnten Caterers lautet korrekt Marco Pfleiderer (www.marcopfleiderer.com). Wir bitten um Entschuldigung. *Die Redaktion*

BREITLING *for* BENTLEY

Superlative²



Breitling fertigt weltbeste Mechanikchronografen. Bentley konstruiert mythische Automobile. Die beiden Marken mit der geflügelten B-Initiale, die in ihren Bereichen Vorzügliches leisten, haben Uhren kreiert, die das Beste aus ihren Welten vereinen: Performance und Prestige. Leistungsstärke und Luxus. Eleganz und Meisterschaft. Tradition und Innovation. Altehrwürdiges Handwerk und Hightech. Die Chronografen Breitling *for* Bentley, die sich durch stilistisch erlesene Ästhetik, raffinierte Finissierungen, Chronometer-zertifizierte Werke und technische Exklusivitäten auszeichnen, sind geschaffen für Kenner und Liebhaber von Premiumuhren. Hochkarätige Motoren in edlen Karosserien.

BENTLEY 6.75


LES AMBASSADEURS
THE LEADING HOUSE OF LEADING NAMES

BAHNHOFSTRASSE 64, 8001 ZÜRICH +41 44 227 17 17

BREITLINGforBENTLEY.COM



BREITLING *for* BENTLEY

Sündenbock für alles

SVP-Nationalrat Christoph Mörgeli soll seine Pflichten an der Universität Zürich vernachlässigt haben. Indiskretionen wurden gezielt der Presse zugespielt. Doch die Vorwürfe gehen ins Leere. Die Hinweise auf eine politische Intrige gegen den Medizinhistoriker verdichten sich. *Von Alex Reichmuth*



Täglich neue Vorwürfe: Mörgeli diese Woche im Bundeshaus.

Mit Christoph Mörgeli steht einer der bekanntesten und profiliertesten Politiker in den Schlagzeilen. Seit einer Woche tauchen täglich neue Vorwürfe gegen den SVP-Vordenker auf, was dessen Leistungen als Medizinhistoriker der Universität Zürich angeht. Mörgeli soll seine Aufgaben als Titularprofessor am Medizinhistorischen Institut der Universität Zürich vernachlässigen, das ihm unterstellte Medizinhistorische Museum verstauben und in der dazugehörigen Objektsammlung Ungeziefer ausbreiten lassen, Vorlesungen ohne Publikum anbieten und wissenschaftlich völlig im Abseits stehen.

Freudig vermelden die Zeitungsmacher jede weitere Eskalationsstufe: Mörgeli angeschossen. Mörgeli auf Bewährung. Mörgeli unter Redeverbot. Und es hagelt hämische Kommentare. Auch der Tag von Mörgeli habe eben nur 24 Stunden, schrieb Iwan Städler vom *Tages-Anzeiger*, der die ganze Affäre letzte Woche ins Rollen gebracht hatte. Er riet dem SVP-Nationalrat, sich doch ganz auf die Politik zu konzentrieren. «Vielleicht sollte er Christoph Blocher bitten, ihn als persönlichen Mitarbeiter anzustellen.» Wer anderen so viele Gruben grabe wie der «SVP-Medizinmann», falle todsicher einmal selbst hinein, spottete Werner De Schepper in der *Aargauer Zeitung*. «Und die Grube, in der er jetzt sitzt, stinkt zum Himmel: Tief unten in den Lagern seines Museums gibt es verwesende Wasserleichen, menschliche Knochen, Staub und Ungeziefer.» Die Zeitung *Sonntag* meldete am letzten Wochenende gar die fristlose Entlassung Mörgelis, was die Leitung der Universität Zürich umgehend dementierte. Es sei bezüglich des Arbeitsverhältnisses «nichts entschieden».

Angefangen hatte alles mit Zitaten des *Tages-Anzeigers* aus einem vorerst vertraulichen Bericht der Universität Zürich. Flurin Condrau, Leiter des Medizinhistorischen Instituts und seit anderthalb Jahren Vorgesetzter Mörgelis, kritisiert in seinem Akademischen Bericht 2011 das zum Institut gehörende Museum scharf. Dieses Museum hat Mörgeli vor über zwanzig Jahren aufgebaut und seither ununterbrochen betreut. Jährlich wird es von etwa 10 000 Personen besucht. Die Dauerausstellung des Museums sei «teilweise fehlerhaft, unzweifelhaft veraltet und museologisch überholt», schreibt Condrau gemäss *Tages-Anzeiger*. Das Museum stelle «eine grosse Belastung und sicherlich kein Asset dar». Zudem gehe es der zum Museum gehörenden Objekt-

sammlung (mit angeblich rund 100 000 Objekten) nicht gut, weil sie seit Jahren nicht professionell betreut werde. «Mehrere Zehntausend unkatalogisierte Objekte verstauben in den offenen Regalen», so Condrau. Er kritisiert weiter, dass Mörgeli Vorlesungen anbiete, die am Bedarf der Studenten vorbeigingen und darum meist nicht durchgeführt würden.

Publik machte der *Tages-Anzeiger* auch einen internen Bericht einer internationalen Expertenkommission unter der Leitung des Stuttgarter Medizinhistorikers Robert Jütte, die im letzten Sommer die Objektsammlung in Zürich begutachtete. Dieser Bericht enthält ebenfalls schwere Vorwürfe an die Adresse Mörgelis. Viele Präparate der Sammlung würden nicht angemessen gelagert. Behälter mit Feuchtpräparaten seien nicht dicht. Die gelagerten Knochen seien «teilweise dem Staub und Ungeziefer direkt ausgesetzt». Zu Wort kamen weiter Fachkollegen Mörgelis an anderen Schweizer Universitäten, die dessen fachliche Kompetenz in Frage stellten.

Am Wochenende wurde bekannt, dass gegen Christoph Mörgeli seit November letzten Jahres eine ausserordentliche Leistungsbeurteilung durch die Universität Zürich läuft, die noch nicht abgeschlossen ist. Die Fachgesellschaft der Medizinhistoriker der Schweiz (deren Sekretär Mörgeli einst war) prüft zudem einen Ausschluss des SVP-Nationalrats. Grund dafür ist eine Äusserung Mörgelis, wonach wissenschaftliche Arbeiten von ihm aus politischen Gründen nicht publiziert worden seien.

Mörgeli nicht angehört

In der Öffentlichkeit scheint ausgemacht, dass der SVP-Vordenker sein 80-Prozent-Pensum an der Universität Zürich vernachlässigt, weil er neben der Arbeit für Parlament und Partei schlicht zu wenig Zeit dafür hat. Doch ist Christoph Mörgeli wirklich zeitlich überfordert? Ist er schuld an angeblich prekären Zuständen in der Sammlung des Medizinhistorischen Museums? Und ist seine Aussage, wonach eine Intrige gegen ihn laufe und er das Opfer von Mobbing sei, nur ein verzweifelter Versuch, seine berufliche Existenz zu retten?

Festzuhalten ist zuerst einmal: Der Bericht von Mörgelis Chef Flurin Condrau ist an die Medien gelangt, obwohl die Universität diesen Bericht wegen persönlichkeitsverletzender Stellen eigentlich zurückgehalten hat. Mörgeli wurde damit in der Öffentlichkeit mit Vorwürfen konfrontiert, zu denen er laut eigenen Angaben nie Stellung beziehen konnte, ja, die er nicht einmal kannte. Wenn derart verantwortungslos mit schutzwürdigen Interessen eines Universitätsmitarbeiters umgegangen wird, ist das, zurückhaltend ausgedrückt, erstaunlich. Falls zutrifft, dass dieser vertrauliche Bericht universitätsintern vielen Mitarbeitern zugänglich war, ja für kurze Zeit sogar im Intranet der Institution verfügbar war,

wie die *Basler Zeitung* am Dienstag schrieb, ist das skandalös. Doch die Universität klärt nicht etwa vehement die Umstände der widerrechtlichen Veröffentlichung auf, sondern nimmt diese mehr oder weniger achselzuckend zur Kenntnis. Auf die Frage, was die Universität unternehme, um das Leck zu finden, antwortet Sprecher Beat Müller mit einem einzigen, lapidaren Satz: «Die Universität Zürich wird später informieren, ob Massnahmen getroffen werden, um die Umstände zur Herausgabe des Akademischen Berichts zu klären.»

Ebenso ist die Herausgabe des internen Berichts der Expertenkommission unter Robert Jütte inakzeptabel und müsste so rasch als möglich geklärt werden. Falls Mörgelis Aussage zutrifft, wonach er nie zu den Vorwürfen des Expertengremiums Stellung beziehen konnte, von diesem nicht befragt wurde und auch auf dem Rundgang des Gremiums durch Museum und Sammlung nicht dabei sein durfte, ist dies noch befremdender. Man halte sich vor Augen: Da wird der Zustand einer wissenschaftlichen Sammlung begutachtet – und derjenige, der seit Jahr und Tag dafür zuständig ist, wird nicht einmal angehört. Laut Mörgeli häufen sich im Bericht darum Fehler und Missverständnisse, die er in einem Gespräch leicht hätte berichtigen können. So bemängelt der Bericht zum Beispiel, dass Akten zur pathologischen Sammlung fehlten. Dabei befänden sich die entsprechenden Protokolle vollständig in einem Nebenraum, so Mörgeli. Falsch sei auch die Einschätzung der Experten, Knochenteile müssten in erster Linie von Staub ferngehalten werden. Denn ein entsprechend dichtes Abschliessen wäre klimatisch schädlich und das Risiko von Feuchtigkeit steige, sagt Mörgeli. Schimmel sei schlimmer



Interner Bericht: Medizinhistoriker Jütte.

als Staub. Zudem sei Robert Jütte weder Museologe noch spezialisiert auf Konservierungsfragen. Die *Weltwoche* wollte von Robert Jütte wissen, ob Mörgelis Sichtweise zutrifft. Doch dieser beantwortete keine Fragen, mit der Begründung, er sei «zur Verschwiegenheit verpflichtet».

Beeindruckender Leistungsausweis

Als fraglich muss der in der Öffentlichkeit ständig wiederholte Vorwurf bezeichnet werden, Mörgeli wende für seine Verpflichtung als Professor am Medizinhistorischen Institut zu wenig Zeit auf, ja er vernachlässige seine Aufgabe als Wissenschaftler. In seiner zwölfseitigen Publikationsliste listet Mörgeli fast 80 referierte Originalarbeiten auf, rund 100 Übersichtsarbeiten (Reviews), 15 Buchbeiträge, über 30 selber verfasste oder mitverfasste Bücher, über 70 von ihm angeleitete Dissertationen (davon 49 abgeschlossene und 22 laufende), fast 40 Ausstellungen im Medizinhistorischen Institut, über 70 Veröffentlichungen in Zeitungen und Zeitschriften zu Fachthemen sowie 16 Buchbesprechungen. Der wissenschaftliche Leistungsausweis Mörgelis ist rein zahlenmässig beeindruckend und insbesondere viel umfassender als der seines Chefs Flurin Condrau, der das Medizinhistorische Institut seit Februar 2011 leitet (siehe Seite 22).

Was die Verhältnisse in der Objektsammlung des Museums angeht, hat Christoph Mörgeli nicht bestritten, dass es Schwierigkeiten gibt. Gegenüber dem *Tages-Anzeiger* sprach er von einem «klimatischen und ethischen» Problem in der Sammlung. Damit meint Mörgeli die Tatsache, dass für die von ihm von der Vernichtung gerettete Sammlung von pathologischen und gerichtsmedizinischen Präparaten kein ausgebildeter Präparator zur Verfügung steht.

Die Probleme sind bekannt und keineswegs von Mörgeli zu verantworten. Aufschlussreich ist ein Blick in den akademischen Bericht des Medizinhistorischen Instituts von 2010. Dieser wurde von Iris Ritzmann verfasst, die nach der Emeritierung des langjährigen Institutsleiters Beat Rüttimann und vor dem Amtsantritt von dessen Nachfolger Flurin Condrau das Institut zehn Monate lang interimistisch führte. Ritzmann ging in diesem Bericht auf die «unheimlich schlechten Lagerungsbedingungen in unseren Magazinen» ein. Offenbar waren aber mangelnde finanzielle Ressourcen die Ursache. Sie schrieb: «Von einer längerfristigen Sicherung unserer Objektsammlung kann nicht gesprochen werden, solange im Objektbereich fachkundiges Personal fehlt, das sich mit der Konservierung der verschiedenen Materialien, der wissenschaftlich sinnvollen Bestandsbildung und Erschliessung sowie der professionellen Benutzerbetreuung auskennt.» Soweit Geld zur Verfügung stand, konnten offenbar Schäden behoben werden. Ritzmann hielt fest: «Die gravierendsten Schäd-

Zweieinhalb Bücher in 20 Jahren

Hinter der Kritik an Christoph Mörgeli steht sein Chef Flurin Condrau. Dessen Leistungsausweis ist bescheiden. Von Philipp Gut



«Arbeitsplatz als Gesundheitsrisiko»: Historiker Condrau.

Bisher hat man ihn, ausser in engen Fachzirkeln, nicht gekannt. Professor Flurin Condrau, Direktor des Medizinhistorischen Instituts der Universität Zürich, ist durch seine im *Tages-Anzeiger* veröffentlichte Kritik an seinem Untergebenen Christoph Mörgeli auf einen Schlag ins mediale Rampenlicht getreten.

Abgesehen von der vernichtenden Kritik an Mörgelis Performance als Professor und Ausstellungsmacher, von der der Betroffene durch die Zeitung erfuhr, ist Condraus wissenschaftliches und politisches Profil allerdings im Dunkeln geblieben. Wer ist der Mann, der hinter den Attacken auf Mörgeli steckt? Wie sieht sein wissenschaftlicher Leistungsausweis aus?

In der (medizin-)historischen Forschung hat Condrau, geboren 1965 in Zürich, keine tiefen Spuren hinterlassen. 1992 machte er das Lizentiat beim Wirtschaftshistoriker Rudolf Braun («Der Kampf gegen die Cholera in Zürich [1831–1869]: ein Beitrag zur Sozialgeschichte ansteckender Krankheiten»). Seither ist er vollberuflich als Historiker tätig.

Doch die offizielle Publikationsliste umfasst lediglich drei Bücher. Eines davon ist Condraus Dissertation aus dem Jahr 2000 («Lungenheilanstalt und Patientenschick-

sal. Sozialgeschichte der Tuberkulose in Deutschland und England während des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts»). Ein zweites Büchlein im Umfang von rund 100 Seiten ist 2005 herausgekommen und fasst die Kontroversen um die Industrialisierung in Deutschland zusammen – mit Medizingeschichte hat es nichts zu tun. Beim dritten Buch («Tuberculosis Then and Now: Current Issues in the History of an Infectious Disease», 2010) ist Condrau bloss Mitherausgeber und Co-Autor eines von 35 Kapiteln.

Normalerweise führt man Herausgeberschaften in der Werkliste gesondert auf – weil es meist wesentlich mehr zu tun gibt, ein Buch zu schreiben als herauszugeben. Condrau allerdings vermischt das.

Zehn zu eins für Mörgeli

Zweieinhalb Bücher in zwanzig Jahren: Das ist eine bescheidene Bilanz für einen Vollzeitwissenschaftler. Zum Vergleich: Der von Condrau via Presse attackierte Christoph Mörgeli, der nebenbei noch Nationalrat und Oberstleutnant der Schweizer Armee ist (rund 1200 Dienstage) hat über 33 Bücher als Autor und (Mit-)Herausgeber auf den Markt gebracht – zehnmal mehr als sein Kritiker – und ausserdem 38 Ausstellungen realisiert. Auch bei den wissenschaftlichen Aufsätzen ist Mörgeli – selbst wenn man

seinen Altersvorsprung von fünf Jahren einrechnet – um ein Vielfaches produktiver als sein Chef. Seine Aufsätze und Buchbeiträge gehen in die Hunderte – allein deren Auflistung umfasst achtzehn Seiten.

Im Direktvergleich fällt weiter auf: Mörgeli musste eine Habilitationsschrift verfassen, um die Lehrberechtigung (*Venia Legendi*) zu erhalten. Er tat das mit einem 814-Seiten-Werk («Europas Medizin im Biedermeier: anhand der Reiseberichte des Zürcher Arztes Conrad Meyer-Hofmeister, 1827–1831», 1997). Condrau hingegen hat keine Habil vorgelegt und wurde trotzdem Professor. Er profitierte vom neuerdings auch im deutschsprachigen Raum angewandten angelsächsischen Modell, wonach die Publikation einiger Aufsätze in Fachzeitschriften als Ersatz gilt.

Spezialist für Tuberkulose

Nach seinem Studium in Zürich lehrte Condrau in München, Sheffield und Manchester. Zugutehalten kann man ihm, dass er den Sprung ins Ausland wagte. Allerdings gehören Sheffield und Manchester nicht zu den englischen Top-Universitäten.

Auch in Zürich hat Condrau bisher keine Stricke zerrissen. Der «Full Professor», wie er sich in seinem Lebenslauf nennt, betreut keine einzige Dissertation. Die Website verzeichnet lediglich zwei Masterarbeiten, die der Chef betreut. Und auch Erfahrungen als Museumsleiter und Ausstellungsmacher kann Condrau nicht vorweisen.

Thematisch hat sich Condrau fast ausschliesslich mit der Geschichte der Tuberkulose im 19. und 20. Jahrhundert befasst. Das wirft die Frage auf, ob er das Fachgebiet der Medizingeschichte wirklich in seiner ganzen Breite und historischen Tiefe abdeckt (seine Vorgänger waren auch Spezialisten für die Antike). Eine Ausnahme von der Konzentration auf die Tuberkulose bildet der Aufsatz «Arbeitsplatz als Gesundheitsrisiko» – ein Titel, der nach dem Streit am Medizinhistorischen Museum in einem andern Licht erscheint.

Condraus Arbeiten orientieren sich an der Methode der sogenannten Sozialgeschichte, wie oft schon schaufenstermässig im Untertitel der Schriften deutlich wird («Sozialgeschichte der Tuberkulose»). Diese historiografische Schule arbeitet mit Vorliebe mit theoretischen Modellen, die Sprache erinnert an den Jargon der Soziologie.

So bezieht sich Condrau etwa auf die Krisentheorie des Zürcher Wirtschaftshistorikers Hansjörg Siegenthaler, um den Umgang mit der Cholera im Zürich des 19. Jahrhunderts zu analysieren. Dabei entsteht der Eindruck, dass ein theoretisches Modell über ein historisches Ereignis gestülpt wird. Zwar wird die Anwendbarkeit der Theorie bestätigt, aber viel

Neues über die damaligen Geschehnisse erfährt man nicht.

Im Originalton klingt das beispielsweise so: «In diskontinuierlich auftretenden Krisenphasen wird genau dies, die Bildung von Zukunftserwartung, unmöglich, weil nicht mehr klar ist, nach welchen Regeln die weiterhin verfügbaren, aber heterogener gewordenen Informationsbestände ausgewählt und in Zukunftserwartung eingebaut werden können» («Demokratische Bewegung, Choleraepidemie und die Reform des öffentlichen Gesundheitswesens in Zürich [1867]», 1995).

Es dominiert ein abstrakter, theorielastiger Zugriff auf die Geschichte, der sich als Verneinung vor seinen sozialhistorischen Lehrern interpretieren lässt. Die Lebenswirklichkeit der betroffenen Menschen wird kaum fassbar. Quellennahe Geschichte sieht anders aus.

Hochfliegende Theorie gegen erdgebundene Quellennähe, Sozial- gegen Kulturgeschichte: Das ist eine der heimlichen Konfliktlinien, die sich hinter dem Streit zwischen Condrau und Mörgeli verbergen. Der Nationalrat und Leiter des Medizinhistorischen Museums ist verschiedentlich als Herausgeber und Kommentator von medizinhistorischen Quellen in Erscheinung getreten. Seine Studien sind anschaulich und konkret – worin sie sich von den theoretisch ausgerichteten Arbeiten Condraus unterscheiden.

Als Beispiel sei die Monografie «Die Werkstatt des Chirurgen. Zur Geschichte des Operationssaals», 1999, angeführt. Darin heisst es – um auch einen Mörgeli-Text zu zitieren: «Die Eidgenossen, berühmt für ihre Kriegstüchtigkeit, aber auch berüchtigt für ihre Brutalität, gelobten sogar in ihren Schlachtgebeten, alle Gegner erbarmungslos zu töten; oftmals übergaben sie die aufgefundenen feindlichen Verletzten nach geschlagenem Kampf dem Henker zur Hinrichtung.»

Das ist eine ganz andere Sprache als bei Condrau. Vergleicht man die Werke der beiden Autoren, sticht einem sofort auch ein optischer Unterschied in die Augen. Im Gegensatz zu den textzentrierten Studien Condraus sind Mörgelis Bücher oft reich bebildert und illustriert. Das Auge liest mit.

Ein zweiter Konflikt lässt sich mit dem Schlagwort «Geschichte gegen Medizin» umreissen. Mörgeli wird in der Auseinandersetzung von seinen historischen Kollegen vorgeworfen, er sei «unkritisch» gegenüber Ärzten und moderner «Schulmedizin». Auch hier prallen Welten (oder Weltanschauungen) aufeinander. Mörgeli betont, der «freie Ärztestand» stehe hinter ihm. Dass er gegen drei Millionen an Drittmitteln – etwa von der Pharmaindustrie – eingeholt hat, bringt ihm nicht nur Freunde ein.

Dass es in diesem Streit am Ende nicht nur

um Wissenschaft geht, sondern auch um Politik, legt das Milieu nahe, in dem Mörgeli-Kontrahent Condrau sozialisiert worden ist. Zu Condraus Förderern gehören und gehörten die linken Professoren Jakob Tanner und Hansjörg Siegenthaler sowie der spitzzüngige SVP-Kritiker Philipp Sarasin («Partei der Angst»).

«Linkenfresser entlassen»

Siegenthaler publizierte vor drei Jahren einen Leitartikel «zum 1. Mai» in der linken *Wochenzeitung*. Darin forderte er «Kampf vielleicht nicht für die Abschaffung des Kapitalismus», aber «Kampf für die Überwindung einer durchaus feudalistischen Verteilung der Vermögen (Stichwort: Erbschaftssteuer)». Es gehe «jetzt darum, die Wut der Leute über die Boni der Spitzenverdiener in die «lange Wut» des Bert Brecht («Mutter Courage») zu transformieren – Wut über die monströs ungleiche Verteilung der Vermögen», so Siegenthaler in der *Woz*.

Condrau, dessen Onkel Gion in den 1970er Jahren für die Zürcher CVP im Nationalrat sass, veröffentlichte 1990 einen Aufsatz in der Propagandaschrift «Schnüffelstaat Schweiz», die vom linken Komitee «Schluss mit dem Schnüffelstaat» herausgegeben wurde. (Interessanterweise fehlt dieser Text in seiner Publikationsliste.) Er beschreibt darin den Fall Otto Heussers, der als Zürcher Polizeibeamter in der Zwischenkriegszeit illegal Akten der Verwaltung herausgeben hatte und gegen angebliche und wirkliche «Linksextreme» agitierte. «Kein Wunder also, dass der «Linkenfresser» [...] vom neugewählten «roten» Stadtrat 1928 entlassen wurde», kommentiert Condrau in seinem Beitrag zum «Schnüffelstaat».

Irgendwie erinnert das an den Fall Mörgeli, der sich immer mehr zu einem Fall Universität Zürich entwickelt. Täuscht der Eindruck, oder machen Condrau und seine Mitstreiter nicht genau das, was sie Heusser zu Recht vorwerfen? Sie tragen Informationen, die dem Persönlichkeitsschutz unterstehen, in die Öffentlichkeit. Oder sie verhindern deren Veröffentlichung zumindest nicht. Nur die politischen Vorzeichen haben sich geändert: Ziel ist nicht mehr, wie damals, «die Linke», sondern ein rechtsbürgerlicher Abweichter wie Mörgeli.

Leute, die ihn kennen, versichern gegenüber der *Weltwoche*, Condrau leide darunter, dass sein Institut imagemässig zu sehr vom landesweit bekannten SVP-Politiker dominiert werde. Dies wolle der Newcomer ändern. Durch Mörgelis Absägung?

den, die an einmaligen Sammlungsbeständen entstanden waren, konnten dank der finanziellen Unterstützung der medizinischen Fakultät professionell behoben werden.» Ritzmann konnte nicht für eine Stellungnahme erreicht werden.

Seit Jahren fehlende Mittel

Mangelnde Mittel wurde auch vom ehemaligen Institutsleiter Beat Rüttimann schon seit Jahren als Ursache für Probleme bezeichnet. Im Akademischen Bericht von 2005 schrieb er: «Grösste Sorgen machen uns die missliche Finanzlage und der stete Abbau des Personals, während die Anforderungen in Lehre und Dienstleistungen ständig anwachsen. Der gegenwärtige Stand ist kaum zu halten.» Verstärkt werden sollte insbesondere «die Erschliessung (Konservierung, Inventarisierung, Katalogisierung, Restaurierung) und die Nutzung der Objekt-, Archivalien- und Büchersammlungen», so Rüttimann weiter. «Diese Aufgabe hat eine langfristige Perspektive; an ihrer Erfüllung wird man dereinst nicht bloss das Institut messen.» Ein Jahr später wiederholte Rüttimann seine Warnungen. «An der prekären Situation – insbesondere, was Personal und Mittel anbelangt – hat sich im Berichtsjahr nichts geändert», schrieb er 2006. «Nach wie vor schwimmen wir gemäss der Feststellung eines Wiener Kollegen unter

Pensionierung

- Wie spare ich Steuern?
- Wie sichere ich mein Einkommen?
- Wie regle ich meinen Nachlass?

Sprechen Sie mit uns und überzeugen Sie sich von unserer Expertise. Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

Tel. 044 207 27 27 (Hauptsitz)

www.vermoegenszentrum.ch

VZ VermögensZentrum



Antwortalon

Ja, ich habe Fragen zur Pensionierung.

- Rufen Sie mich an für ein kostenloses Gespräch.
- Senden Sie mir Ihre Unterlagen.

Vorname/Name

Jahrgang

Strasse

PLZ/Ort

Tel. (tagsüber)

Talon bitte einsenden an unseren Hauptsitz:

VZ VermögensZentrum, Beethovenstrasse 24, 8002 Zürich



«Missliche Finanzlage»: Ausstellungsstücke im Medizinhistorischen Museum.

Wasser.» Trotzdem gab es aber gute Noten für das Institut und das Museum: Laut dem Akademischen Bericht des Instituts von 2007 kam eine dreiköpfige internationale Experten-Gruppe zu einem guten Befund, was Institut und Museum angeht.

Rüttimann sah seinen Mitarbeiter Mörgeli offenbar nie als verantwortlich für Probleme in der Objektsammlung. Im Gegenteil lobte er Mörgeli in den akademischen Institutsberichten immer wieder. Nachdem der SVP-Nationalrat nach einem schweren Autounfall mit zeitweiliger Lähmung nach nur acht Wochen wieder an seinen Arbeitsplatz zurückgekehrt war, schrieb Rüttimann beispielsweise im Institutsbericht von 2009, Mörgeli habe sich erstaunlich gut erholt. «Seine Leistungsfähigkeit war ohnehin nur in körperlicher Hinsicht gefährdet.»

Selbstverständlich darf der neue Institutsleiter Flurin Condrau zu einer anderen Einschätzung kommen, was den Zustand von Museum und Objektsammlung angeht. Nachdem Christoph Mörgeli von dessen Vorgänger aber jahrelang explizit als vorbildlicher Mitarbeiter gelobt worden ist, wirkt es wenig plausibel, wenn Mörgeli nun plötzlich allein verantwortlich für Missstände sein soll. Die Verantwortung dafür liegt – wenn schon – beim ehemaligen Leiter Beat Rüttimann. Die *Weltwoche* bat Rüttimann um ein Gespräch. Er lehnte ab.

Bis zur Emeritierung von Rüttimann stand Mörgeli zudem immer ein Museumsassistent mit einem Fünfzig-Prozent-Pensum zur Seite, der sich um die Pflege der Objektsammlung kümmerte. Laut Aussage von Mörgeli wurde diese Stelle aber gestrichen. Zwar sei ihm nun

in der Person von Eberhard Wolff ein Institutsmitarbeiter und Stellvertreter zur Seite gestellt worden. Dieser sei aber nur noch zu zwanzig Stellenprozent mit der Pflege der Sammlung betraut. Auch dieser Umstand zeigt, dass Mörgeli offenbar zum Sündenbock gemacht werden soll für Probleme, die er nicht verantwortet.

Was die Aktualisierung von Museum und Sammlung angeht, betont Christoph Mörgeli, dass er Flurin Condrau bereits 130 Seiten zur entsprechenden Neugestaltung übergeben habe. Doch Condrau habe noch nicht entschieden. Roger Staub, Leiter der Sektion Aids beim Bundesamt für Gesundheit, bestätigt, dass er mit Mörgeli in diesem Sommer ein Fachgespräch über die Neugestaltung des Schaukastens zum Thema Aids geführt habe. Dass der Museums-Konservator also untätig zusehe, wie seine Ausstellung veralte, ist ebenfalls ein fragwürdiger Vorwurf. Condrau wollte sich zum Verbleib des Konzeptes nicht äussern, wie er auch sonst keine Fragen der *Weltwoche* beantwortete.

Verbandelungen unter Mörgeli-Kritikern

Christoph Mörgeli sagt, seine Fachkollegen wollten ihn vom Institut wegmobben. Dieser Vorwurf ist schwer zu überprüfen. Es deutet aber zumindest viel auf Filz und Verbandelungen hin. Eberhard Wolff, der neuernannte Stellvertreter Christoph Mörgelis, ist der Ehemann von Iris Ritzmann, der ehemaligen interimistischen Institutsleiterin und jetzigen Stellvertreterin von Flurin Condrau. Sowohl Ritzmann wie Wolff werden zudem als freie Mitarbeiter des Instituts für Geschichte der Medizin der Robert-Bosch-Stiftung in Stuttgart geführt. Leiter dieses Instituts ist Robert



Allein verantwortlich? Museumsleiter Mörgeli.

Jütte, der letztes Jahr der Mörgeli unterstellten Objektsammlung ein schlechtes Zeugnis ausstellte.

Zehn Monate dauernde Beurteilung

Viele Vorwürfe an Christoph Mörgeli treffen also, wenn überhaupt, höchstens in abgeschwächter Form zu. Er ist weder faul noch hauptverantwortlich für allfällige Missstände, die das Museum und dessen Sammlung betreffen. Klar ist aber, dass seine (schutzwürdigen) Interessen als Universitätsmitarbeiter verletzt wurden. Doch statt sich schützend vor ihren Mitarbeiter zu stellen, schweigen sich sein Chef Flurin Condrau wie die Universität insgesamt aus. Die Universität macht zudem nicht vorwärts – nicht mit der ausserordentlichen Beurteilung von Mörgelis Leistungen, die seit sage und schreibe zehn Monaten läuft (und offenbar wiederum von Condrau geleitet wird) – und auch nicht mit der Aufdeckung der unhaltbaren Lecks. Der Angeschossene darf sich auf Geheiss der Universität nicht einmal mehr in der Öffentlichkeit verteidigen.

Selbst wer noch etwas übrighat für den Wissenschaftler Mörgeli, duckt sich lieber. Die *Weltwoche* führte ein Telefongespräch mit einem Vertreter des Ausstellungsdienstes der Universität, der sich positiv zur Zusammenarbeit mit Mörgeli und kritisch zur neuen Institutsleitung äusserte. Diese lasse es bis jetzt an neuen Ideen für das Museum mangeln. Um Autorisierung der entsprechenden schriftlich formulierten Aussagen gebeten, nahm der Vertreter aber alle kritischen Aussagen zurück – offenbar nach Absprache mit seinem Team. Warum soll man sich auch ohne Not in der Causa Mörgeli die Finger verbrennen. ○

IV-Rente für Justizflüchtling

Das Bundesgericht hat entschieden: Ein rechtskräftig verurteilter, professioneller Betrüger hat Anspruch auf seine Invalidenrente, selbst wenn er sich durch Flucht dem Strafvollzug entzieht. Die Rente muss in diesem Fall ins Ausland überwiesen werden. *Von Alex Baur*

Als das Strafgericht Basel-Stadt im Januar 2008 über die gesammelten Betrügereien des Edgar C. urteilen wollte, blieb die Anklagebank leer. Trotz einer Sperre seiner Reisepapiere war es dem 50-jährigen Angeklagten gelungen, sich nach seiner Entlassung aus der Untersuchungshaft nach Thailand abzusetzen. Edgar C. habe ihm per Fax ein Dokument übermittelt, erklärte sein Verteidiger vor Gericht entschuldigend, das man als Arztzeugnis interpretieren könne. Doch niemand konnte das mutmasslich in Englisch abgefasste Schreiben richtig entziffern. Irgendwie ging es um eine Behandlung wegen «Zellulitis».

Raffinierte Tricks

Edgar C. ist ein professioneller Betrüger. Besonders perfid war seine Masche auf der Internet-Plattform Ricardo. Dort versteigerte er zu Discountpreisen Gutscheine von Coop und Migros, die es in Wirklichkeit gar nicht gab. Anfänglich lieferte er den Käufern zwar die bestellten Bons prompt und erschlich sich so deren Vertrauen. Als die Bestellungen und Vorauszahlungen in grösserem Umfang eintrafen, stellte Edgar C. die Lieferungen aber ein. Wegen gewerbsmässigen Betrugs im Gesamtbetrag von rund 1,5 Millionen Franken verurteilte das Gericht den Abwesenden zu einer unbedingten Freiheitsstrafe von dreieinhalb Jahren.

Auch die Beute war weg. Edgar C., der wegen exzessiver Fettleibigkeit eine Invalidenrente bezieht, will das Geld verprasst haben. Offenbar beeindruckte ihn die Verurteilung nicht gross, gingen die Betrügereien auf dem Ricardo-Konto seines thailändischen Stiefsohnes doch gemäss einem Bericht der *Basler Zeitung* weiter. Man hätte sich auch fragen können, ob Edgar C., der immerhin erkleckliche Einkünfte erzielte, nicht auch die Invalidenversicherung betrogen hatte. Vor Gericht stand dieser Punkt allerdings nicht einmal zur Debatte.

Am 17. Mai 2010 – also gut zwei Jahre nach seiner Verurteilung – hätte Edgar C. den Vollzug der Strafe antreten sollen. Doch der Mann hatte offenbar keine Lust, die Strandbar mit einer öden Gefängniszelle zu tauschen, und angeblich auch kein Geld, um in die Schweiz zu reisen. Immerhin reagierte nun die Invalidenversicherung. Per Ende Mai 2010 stoppte sie die Überweisung der Rente nach Thailand. Das hätte die IV aber gar nicht tun dürfen, wie die sozialrechtliche Abteilung des Bundesgerichtes in Luzern kürzlich befand. Auch Justizflüchtlinge haben einen Anspruch auf Rente.

Das Bundesgericht hält zwar fest, dass ein verurteilter Delinquent während des Strafvollzugs keinen Anspruch auf eine Rente hat. Denn dadurch würden IV-Bezüger gegenüber anderen Häftlingen privilegiert, die auch keine Möglichkeit hätten, im Gefängnis reguläre Einkünfte zu erzielen. Ein Verurteilter, der sich auf der Flucht befindet, könne jedoch arbeiten. Auch befinde er sich formell noch nicht im Vollzug, weshalb hier das Prinzip der Gleichbehandlung zum Zug komme. Schliesslich braucht auch ein Flüchtiger Geld zum Leben, weshalb ihm die Rente nötigenfalls ins Ausland zu überweisen ist. Letztlich ist es dieselbe Logik, nach der abgewiesene Asylbewerber, die das Land längst verlassen müssten, in der Schweiz weiterhin Sozialgeld erhalten.

Dieses Prinzip gilt allerdings nicht für IV-Rentner, die aus dem Gefängnis fliehen. Aus juristischer Sicht befinden sich diese nämlich weiterhin im Strafvollzug, wie das Bundesgericht bereits 2008 entschieden hatte. Damals ging es um einen 48-jährigen Kosovaren, der in jungen Jahren in der Schweiz eine IV-Rente ergattert hatte, 1993 in Italien verhaftet und wurde dort zwei Jahre später zu einer langjährigen Zuchthausstrafe verurteilt worden war.

1996 stellte die Invalidenversicherung die Zahlungen an den in Italien Inhaftierten ein. 2005 gelang dem Kosovaren die Flucht in seine

Heimat, wo er sich seither versteckt. Über seinen Anwalt forderte er in der Folge rückwirkend auf das Jahr 1995 sämtliche Rentenansprüche aus der Schweiz, plus fünf Prozent Verzugszins. In die Schweiz konnte der Flüchtige zwar nicht reisen, er wäre womöglich verhaftet und nach Italien ausgeliefert worden. Doch das war auch nicht nötig. Da ihm die Schweizer Justiz unentgeltliche Prozessführung gewährte, konnte der Kosovare den Fall ohne Risiko durch alle Instanzen ziehen. Seine Forderungen waren aber auch in den Augen der Bundesrichter übertrieben.

Fette Belohnung für Heimkehrer

Im Fall des verurteilten Betrügers Edgar C. war die Sistierung der IV-Rente wohl unrechtmässig, aber doch nicht wirkungslos. Nachdem er über ein Jahr ohne Rente in Thailand ausgeharrt hatte, meldete sich Edgar C. am 30. März 2011 zum Strafvollzug in der Schweiz zurück. Er soll zwar zwischenzeitlich nicht mehr ganz so dick sein wie auch schon, verhungert ist er aber offenbar nicht. Im Rückblick mag die Heimkehr aus seiner Sicht ein ärgerlicher Fehler sein, hätte er gemäss Bundesgericht doch als Rentner in Thailand bleiben dürfen. Ein kleiner Trost bleibt ihm aber: Die IV wird ihm die entgangene Rente nun entschädigen müssen, plus fünf Prozent Verzugszins. ○



Keine Lust, die Strandbar mit einer Gefängniszelle zu tauschen: Pattaya, Thailand.

«Unverzichtbarer denn je»

Nach turbulenten Tagen meldet sich der in letzter Zeit erstaunlich unsichtbare SVP-Präsident Toni Brunner zu Wort. Er ist entsetzt über die «orchestrierte Kampagne» gegen Christoph Mörgeli und hofft auf mehr Verbündete im «Kampf für die Schweiz». Von Philipp Gut, Roger Köppel und Oliver Bartenschlager (Bilder)

Herr Brunner, Sie haben eine harte Woche hinter sich ...

... danke, es geht mir gut.

Ihre Kollegin Natalie Rickli muss sich gesundheitshalber zurückziehen, Ex-Bundesratskandidat Zuppiger trat ab, Nationalrätin Yvette Estermann wurde der Dokortitel entzogen, und Nationalrat Mörgeli sieht sich heftigem Feindbeschuss ausgesetzt: Man könnte von einem kollektiven Burnout sprechen.

Das Wortspiel mag Sie amüsieren. Sie werfen aber Einzelereignisse in einen Topf. Die Erbschaftsaffäre um Bruno Zuppiger hat die Partei belastet. Sie wurde jetzt bereinigt. Natalie Rickli muss aus gesundheitlichen Gründen eine Auszeit nehmen. Ich wünsche ihr gute Besserung. Erschüttert hat mich die orchestrierte Kampagne gegen Christoph Mörgeli. Hier wurde ein Kollege öffentlich zur medialen «Abschlachtung» freigegeben.

Nationalrat Mörgeli spricht von Mobbing. Auch das ist – wie die Scheinkrankheit Burnout – ein Begriff, über den sich die SVP bis anhin eher lustig machte.

Es ist Mobbing, weil jemand diskreditiert wird, ohne sich wehren zu können. Berichte, die unter Verschluss gehalten wurden, finden plötzlich den Weg an die Presse. Ausgerechnet genau zu Sessionsbeginn macht sich der *Tages-Anzeiger* distanzlos zum Sprachrohr dieser Diffamierung und ergreift – noch schlimmer – Partei. Wie ich gehört habe, hat der frühere Vorgesetzte Mörgeli stets Bestnoten gegeben. Plötzlich wird kein gutes Haar mehr an seiner Arbeit gelassen. Man versucht herausragende SVP-Figuren zu demontieren, um eine bestimmte Politik zu treffen.

Kann jemand, der so engagiert ist wie Nationalrat Mörgeli, noch ein 80-Prozent-Pensum an der Uni ausfüllen?

Christoph Mörgeli leistet mehr als andere. Er ist enorm fleissig und der massgebliche Kopf, wenn es darum geht, unser Parteiprogramm zu formulieren. Hat man jemals gehört, er habe seine Arbeit nicht richtig gemacht? Er hat sich nach einem schweren Autounfall mit enormer Kraft zurückgearbeitet. Erstaunlich ist, dass die Uni-Affäre in den Medien derart hochgespielt wird, denn für den Fortbestand der Schweiz spielt es doch eher eine untergeordnete Rolle, ob am Medizinhistorischen

Museum Zürich ein in Formalin eingelegter Fuss sachgemäss gelagert wird oder nicht. Der *Tages-Anzeiger* schreibt sich die Finger wund. Ich wünschte mir, die Journalisten würden mit der gleichen Besessenheit die Misstände in der Schweizer Politik aufarbeiten. Aber sie gehen lieber gezielt gegen Exponenten der SVP vor, um sie abzuschiesen. Man will uns zähmen.



«Die Zeit arbeitet für uns»: Nationalrat und Landwirt Brunner.

Einst trieb die SVP die anderen Parteien vor sich her. Jetzt ist es umgekehrt. Warum?

Die SVP hat eine 20-jährige Erfolgsgeschichte hinter sich. Sie entwickelte sachpolitisch enormen Zug. Wer so lange auf hohen Touren rollt, walzt andere weg und wird dafür mehr gehasst denn geliebt. Zweitens fehlt der mediale Flankenschutz, weil wir nicht einfach fordern, was in den Redaktionen gut ankommt. Es gibt kaum Verbündete.

Der Starke ist am mächtigsten allein. Sagte die SVP.

Wichtige SVP-Mitglieder werden öffentlich vorgeführt und regelrecht fertiggemacht. Die politischen Gegner sind überall, in der Verwaltung, in den Medien. Wenn die Gegner spüren, dass wir verwundbar werden, schlagen sie erst recht zu. Das ist Politik, aber uns fehlt in der Gesellschaft die breite Unterstützung, weil wir politisch durch-

marschiert sind und viele Frustrierte und Besiegte am Wegrand zurückgelassen haben. Man zahlt uns den Erfolg heim.

Der allerdings immer weiter zurückliegt.

Das behaupten Sie. In der aktuellen Session ist die Asylgesetzrevision ein eindrücklicher Erfolg der SVP. Dass überhaupt Schritte in diese Richtung unternommen wurden, ist einzig und allein unserem jahrelangen



Druck zu verdanken, auch wenn sich andere dafür feiern lassen. Man suggeriert, wir seien im freien Fall. Tatsache ist doch: Die Angriffe gegen die SVP zielen deshalb auf Personen und Köpfe, weil die Gegner keine besseren Argumente vorzubringen und uns sachlich offenbar nichts entgegenzusetzen haben.

Die SVP wollte 30 Prozent erreichen, das Ziel wurde verfehlt und scheint in weite Ferne zu entgleiten.

Die Schweizer haben es nicht gern, wenn eine Partei zu stark wird. Wenn wir 100 Jahre zurückschauen, liegt die SVP bei einer Art Maximum. Unser grösster Fehler war, dass wir bei den letzten Nationalratswahlen den Politologen, Experten und Journalisten geglaubt haben. Das wird uns nicht mehr passieren.

Abtrünnige Stimmen melden sich anonym in den Zeitungen zu Wort mit Kritik aller

Art an der Parteileitung. Wie viele SVPs gibt es derzeit?

Die Homogenität ist viel grösser als früher. Dass Junge nachdrängen, macht Freude. Falsch finde ich, dass sich Nationalräte von den Medien haben einspannen lassen, um Kollegen zu kritisieren. Das wird dann zu einem Bild der Zerstrittenheit aufgeblasen. Tatsache ist: Die SVP stimmt mit grosser Geschlossenheit. Wir sind – auch wenn Sie mir jetzt gleich die Landwirtschaftspolitik um die Ohren schlagen werden – die wirtschaftsliberalste Partei.

In der Asyldebatte letzte Woche wurde die SVP nicht einmal zitiert.

Niemand hat härter gearbeitet als die SVP in diesem Dossier. Und wir wollen sehen,

nen politischen Vorstoss von uns berichtet. Wenn FDP-Präsident Philipp Müller gegen Blocher schießt, kommen Dutzende. Wenn wir ein fundiertes Energiepapier vorstellen, geruht kaum ein Journalist, seinen subventionierten Arbeitsplatz im Berner Pressehaus zu verlassen.

Ihre Provokationen funktionieren eben nicht mehr wie früher. Kann es sein, dass die SVP nicht mehr nötig ist?

Wenn ich beobachte, wie in Bern im Verdeckten der EU-Beitritt der Schweiz vorangetrieben wird, habe ich nicht das Gefühl, die SVP könne sich zur Ruhe setzen. Der Bundesrat arbeitet schludrig. Vernehmlassungen finden nicht mehr statt. Parteien werden nicht und Kommissionen nur oberflächlich angehört. Der Bilateralismus ent-

«Wechsinnige». Heute kopieren ihre Gegner die SVP und beschimpfen sie als «Populisten» und «Radikale». Sie scheinen noch kein Rezept dagegen gefunden zu haben.

Die SVP ist, anders als Sie andeuten, stabil. Wir bleiben auf Kurs. In der Europapolitik, in der Migrationspolitik heben wir uns deutlich ab von den anderen. Grosse Sorgen machen mir die flankierenden Massnahmen zur Personenfreizügigkeit. Hier marschieren die Gewerkschaften durch, um unseren freien Arbeitsmarkt durch Mindestlöhne, Solidarhaftung und Kontrollen zu torpedieren. Das wird alles geschluckt, leider bis weit in die Wirtschaft.

Wie gehen Sie damit um, dass in Ihrer Partei der Druck auf Sie zunimmt, auf die anderen Parteien, die Ihnen die Zusammenarbeit verweigern, zuzugehen?

In den substanziellen Fragen der Staatssäulen der Schweiz bin ich nicht zu Kompromissen bereit: Wohlstand, Standort Schweiz, Verhältnis zu Europa, direkte Demokratie und Unabhängigkeit. Den Leuten ist noch zu wenig bewusst, dass Wohlstandsverluste auf uns zukommen werden, weil wir unsere Rechtsordnung schlecht verteidigen. Kürzlich stieg der Bundesrat mit Brüssel in Verhandlungen zur Holding-Besteuerung ein. Ohne Konzept.

An der Basis wächst das Grummeln über die alte Garde und auch über Christoph Blocher. Irgendwann sei genug.

Christoph Blocher ist seit Jahren der grosse Angegriffene, weil er wie kein anderer die SVP-Politik verkörpert. Die Attacken waren nicht ganz fruchtlos. Die Hoffnung der Gegner war, dass er nach der Abwahl nicht mehr zurückkehrt. Es war ein schönes Bild, als er letzten Dezember im Parlament wieder vereidigt wurde. Einige wenige in der Partei reden nach, was sie in den Zeitungen lesen. Es braucht Kraft und Nerven, hier dagegenzuhalten. Viele Leute sehen nicht, was Christoph Blocher nach wie vor in der Schweizer Politik bewegt.

Die SVP-Fraktion ist um zwei Nationalräte reduziert. Wird Ihre Truppe bis zu Weihnachten noch weiter schrumpfen?

Nein. Hervorragende Kräfte rücken nach, und Natalie Rickli ist im Dezember wieder dabei. Was jetzt in der Presse geschrieben wird, hinterlässt keine Spuren. Wir fokussieren auf die wichtigen Kämpfe für die Grundpfeiler der Schweiz. Die Schweiz ist unter Druck. Ihr passiert das Gleiche wie der SVP: Sie zieht Kritik auf sich, weil sie anders und besser ist. Man will dort etwas holen, wo es noch etwas zu holen gibt.

Ueli Maurer war der Parteipräsident, der die SVP hochstemmte. Toni Brunner droht als der Präsident in die Geschichte einzugehen, der sie wieder runterbrachte.

Wäre es so, wäre ich längst weg. Mein Auftrag ist ein anderer. Die Zeit arbeitet für uns. Die SVP hat die besten Zeiten noch vor sich. ○



ob die Parteien, die jetzt mündlich gross auftrumpfen, dann auch Resultate liefern. Und was macht eigentlich Toni Brunner? Sie waren auffällig unsichtbar.

In Bern herrscht heller Aufruhr, weil wir die Masseneinwanderungsinitiative vors Volk und aufs Tapet bringen. Und ohne uns selber zu loben: Die Durchsetzungsinitiative zur Ausschaffung krimineller Ausländer ist ein Schachzug. Wir machen Gesetzesarbeit, was gar nicht unsere Aufgabe wäre.

Sind Sie zufrieden mit der eher stillen Rolle, die Sie spielen?

Es bringt nichts, jetzt die Nerven zu verlieren. Es geht auch nicht darum, Radau zu machen. Wir werden derzeit politisch ausgegrenzt oder totgeschwiegen. Ich möchte den Tag erleben, an dem eine Tageszeitung einfach einmal sachlich über ei-

puppt sich als Strategie der Unterwerfung, die hinter dem Rücken des Volkes stattfindet. Dieser Kampf kommt auf uns zu. Die SVP ist unverzichtbarer denn je.

Der heutige Bundesrat Ueli Maurer sagte vor Jahren in einem Interview: «Sag ich <Neger>, bleibt die Kamera bei mir.» Heute würde niemand einen Finger rühren, wenn die SVP «Neger» sagte. Hat sich die Provokationspolitik erschöpft?

Diese Zeit ist vorbei. Unsere Themensetzung aber hat auf die Schweiz und die anderen Parteien einen grossen und nachhaltigen Einfluss gehabt. Selbst eine SP muss heute ausländerpolitisch Farbe bekennen. Dass – wenn auch nur kleine – Verschärfungen im Asylrecht möglich wurden, hat mit dem Agenda-Setting der SVP zu tun.

Einst kopierte die SVP das Programm der FDP und beschimpfte die Liberalen als

Die Quotenfrau

Sie ist jung, schön und willensstark: Claudine Esseiva könnte die neue Hoffnungsträgerin des Freisinns sein. Doch mit ihrer Forderung nach staatlichen Frauenquoten hat sie sich in ihrer Partei nicht nur Freunde gemacht. Wer ist die umstrittene Feministin? Von Lucien Scherrer und Ruben Wytenbach (Bild)

Die Freisinnigen und die Frauen: Das ist eine verkorkste Beziehung. Zwar waren sie die Ersten, die eine Frau in den Bundesrat schickten, doch für die Linken war lange klar, dass FDP für «Frauen dürfen putzen» stehe. Heute spotten die Linken nicht mehr – sie applaudieren. Denn vor kurzem hat die FDP-Frauensektion verkündet, dass sie jetzt für Frauenquoten ist. Die öffentliche Verwaltung soll per Gesetz gezwungen werden, 30 Prozent Frauen zu beschäftigen; privaten Unternehmen soll eine Frist von zwei Jahren gesetzt werden – wenn bis dann keine Verweiblichung eingesetzt hat, sollen auch sie gezwungen werden, während 5 Jahren zumindest ihre Verwaltungsräte mit 30 Prozent Frauen zu besetzen. Heute sind es 11 Prozent.

Der Rest der Partei verharrt seither in Schockstarre, einige gratulieren, andere protestieren. Es ist, als hätte sich die SP für Ausländerkontingente ausgesprochen oder die CVP für die Abschaffung der Ehe. Treibende Kraft hinter dem Coup ist Claudine Esseiva, Generalsekretärin der FDP-Frauen. Wer ist die 33-jährige Freiburgerin? «Ich bin die Hausfeministin der FDP», sagt sie, nachdem sie in der Berner Szenebar «Adriano's» einen Schluck Gazosa genommen hat. «Wollen Sie mich jetzt verreißen?» Esseiva ist zweisprachig aufgewachsen, redet schnell, und es ist schwer, sie zu unterbrechen. Quoten, doziert sie, seien ein Hebel, um eine Fehlentwicklung zu korrigieren. «Die Männer wollen ihre Macht nicht abgeben, und der Frust unter den Frauen wächst.» Ein entschlossener staatlicher Eingriff, und alles wird besser: So reden normalerweise Sozialdemokraten.

Lichtfigur der FDP-Frauen

Doch links will Esseiva, die hauptberuflich als Generalsekretärin der FDP-Frauen in Bern arbeitet und nebenbei als Kommunikationsberaterin tätig ist, nicht sein. «Wir sehen die Sache differenzierter als die Linken, deshalb sind wir auch für befristete Quoten.» In ihrer Partei sei sie zwar «eher links» – «aber deshalb bin ich doch kein Sozi.» Ihr politisches Profil, das zeigt ein Blick auf Smartspider, deckt sich ziemlich genau mit jenem ihrer Freundin und Berner FDP-Nationalrätin Christa Markwalder – mit dem Unterschied, dass Esseiva nicht subito in die EU will. «Sie steht in ihrer Partei am linken Rand, besonders in der Frauen- und Asylfrage», sagt Daniel Bovet, ein SVP-ler, der mit Esseiva in der kantonalen Gleichstellungskommission sitzt, «aber in Wirtschaftsfragen, da ist sie sehr freisinnig.»



«Liberaler als ich, das geht gar nicht»: Politikerin Esseiva.

Privat lebt Esseiva vor, was sie unter «progressiver Familienpolitik» versteht: Sie lebt in einer Patchworkfamilie, ihr Freund hat zwei Kinder aus erster Ehe. Mit 29 entschied sie sich nach einer ungewollten Schwangerschaft für eine Abtreibung. «Es war eine schwere Entscheidung, aber sie war richtig», sagt die Freiburgerin. Sie habe gelernt, wie wichtig es sei, dass Frauen ohne finanziellen Druck entscheiden könnten. Das ist auch der Grund, weshalb sich Esseiva für eine Kampagne des *Sonntagsblicks* gegen die Initiative «Abtreibung ist Privatsache» einspannen liess. Dabei appelliert die Initiative, die von christlich-konservativen Kreisen lanciert wurde, im Grunde an klassisch liberale Werte wie Eigenverantwortung. Ein Argument, das Esseiva vom Tisch wischt: «Wenn schon, müsste die Initiative verlangen, dass Mann und Frau die Kosten teilen – aber genau das will sie nicht, um Frauen moralisch blosszustellen.»

Dass Esseiva eine eher unorthodoxe Freisinnige ist, zeigt ihr Werdegang: Aus einer traditionellen, eher unpolitischen Familie stammend, hatte sie ihr Erweckungserlebnis 2003 – als Christoph Blocher bei den Bundesratswahlen die CVP-Frau Ruth Metzler verdrängte und Hans-Rudolf Merz im freisinnigen Duell gegen Christine Beerli obsiegte. «Das hat mich empört», sagt die FDP-Frau, «und ich beschloss, mich politisch zu engagieren, statt nur herumzumotzen.» So ähnlich könnten auch die Karrieren Cécile Bühlmanns (Grüne) oder Christine Golls (SP) begonnen haben. Doch anders als die meisten Feministinnen landete die studierte Ökonomin nicht im linken Kuchen. Grüne und SP seien für sie nicht in Frage gekommen («wirtschaftlich zu inkompetent»), die SVP auch nicht («zu ausländischerfeindlich»), genauso wenig wie die mächtigste Freiburger Partei, die CVP («zu religiös»). blieb die FDP, der Esseiva 2003 beitrug, nach einem Kaffee mit dem kantonalen Parteipräsidenten. Es folgte eine Blitzkarriere: 2006 wurde sie in das Freiburger Stadtparlament gewählt; 2008 stieg sie zur Generalsekretärin der FDP-Frauen auf. 2007 und 2011 kandidierte sie erfolglos für den Nationalrat, erzielte aber zwei Achtungserfolge. Ein Mann, dessen ist sich auch Esseiva bewusst, wäre kaum derart schnell aufgestiegen: «Ich bin eine Quotenfrau», sagt sie.

Belächelt wird die Quotenfrau schon lange nicht mehr. Denn sie weiss sich durchzusetzen. Vielleicht liegt das daran, dass ihr der orthodoxe feministische Jargon fremd ist; statt über die «Machogesellschaft» zu klagen, sagt sie Sätze wie: «Mein Freund braucht kein schlechtes Gewissen zu haben, wenn er mit mir ins Bett geht.» Esseiva hat nichts von einer verbissenen Emanze, die sich in zottelige Tücher hüllt und üppige Körperbehaarung als Statement gegen die patriarchale Gesellschaft betrachtet. Sie ist elegant gekleidet, und mit ihrem Lächeln hat sie schon manchen um den Finger gewickelt. «Sie ist intelligent und

durchsetzungsfähig, aber auch sehr liebenswürdig», sagt etwa Hans Werhonic (SVP), der mit Esseiva in der Einbürgerungskommission der Stadt Freiburg zusammengearbeitet hat. Und, ja, sie sei halt einfach «eine Schöne».

Doch hinter der schönen, lockeren Fassade schlummert ein missionarischer Zug, den Esseiva offenbart, wenn sie sich angegriffen fühlt – zum Beispiel, wenn Journalisten schreiben, dass Quoten Quatsch seien. Dann greift sie zum Telefon und rückt dem Übeltäter auf die Pelle. Auch Parteigenossen, die ihre Ansichten nicht teilen, können davon ein Lied singen: «Sie scheut sich nicht, andere für komplett rückständig zu erklären», sagt ein Jungfreisinniger, der lieber anonym bleibt, «und sie ist dafür berüchtigt, dass sie schnell laut wird.» Sie selbst drückt es so aus: «Ich bin aufbrausend, aber doch keine hysterische *Bibe*.»

Im Kreis der Partei-Frauen gilt Esseiva als Lichtfigur, die zusammen mit Präsidentin Carmen Walker Späh frischen Wind in den Altherrenklub FDP gebracht hat. Das Duo Esseiva/Walker Späh sorgte vor einem Jahr erstmals für Aufsehen, als es die Kampagne «Nicht mehr oben ohne» lancierte. Esseiva posierte mit nacktem Oberkörper (wobei ein schwarzer Zensurbalken und ihre Arme allzu tiefe Einblicke verhinderten), um Unternehmer zu animieren, mehr Frauen in Führungspositionen zu berufen. Die sauglatte Kampagne löste innerhalb und ausserhalb der Partei zwar Kopfschütteln aus, brachte ihr aber auch viel mediale Aufmerksamkeit ein. Tatsächlich haben es die FDP-Frauen seither geschafft, ihre bescheidene Mitgliederzahl zu steigern.

Die Frage ist, zu welchem Preis. Die Forderung nach staatlichen Quoten passt eher schlecht zu einer Partei, die für freies Unternehmertum und gegen staatliche Zwänge kämpft. Besonders den Jungfreisinnigen, die einen unverwässerten Liberalismus fordern, sind Esseivas Anliegen ein Gräuel. «Sie würde bestens in die SP passen», ätzt der anonyme Jungliberale, «für weite Kreise ist sie eine Kampf-Feministin, die nicht ernst genommen wird.»

«Sie vergleichen Äpfel mit Birnen!»

Überrascht von Esseivas Quoten-Idee ist kaum jemand. Bereits an der Delegiertenversammlung der FDP in St-Maurice Ende Juni setzte die Frauensektion ein Arbeitspapier durch, das etatistische Forderungen wie halbstaatlich finanzierte Krippenplätze enthielt. Doch es gab auch Anzeichen, dass der forsche Stil der Frauen nicht überall auf Gegenliebe stösst. So wurde Carmen Walker Späh nicht in die Geschäftsleitung der FDP Schweiz gewählt – laut einem Insider, weil Claudine Esseiva zuvor eine aggressive Kampagne für ihre Mitstreiterin geführt hatte, die viele Mitglieder verärgerte. Mit ihrem jüngsten Coup scheinen die Frauen den Bogen endgültig überspannt zu haben. FDP-Präsident Philipp Müller sah sich gezwungen, der NZZ zu versichern, dass Quoten

in den «massgeblichen» Parteigremien keine Chance hätten. Die NZZ selbst riet ihrer Lieblingspartei gleich, das Adjektiv «liberal» aus dem Parteinamen zu streichen, sollte sich die Quotenforderung durchsetzen. Esseiva selbst ficht das nicht an. Sie ist überzeugt, eine liberale Politik zu vertreten. «Liberaler als ich, das geht gar nicht», ruft sie aus, «was gibt es denn Liberaleres als Chancengleichheit?» Doch warum sollen nur Frauen in den Genuss von Quoten kommen? Warum nicht auch Behinderte oder Ausländer, die bei der Stellensuche oft benachteiligt werden? Auf solche Einwände reagiert Esseiva unwirsch: «Sie vergleichen Äpfel mit Birnen! Frauen sind eine Mehrheit in diesem Land, die trotz gleicher oder sogar besserer Ausbildung diskriminiert werden.»

In diesem Moment tritt eine junge Frau an den Tisch im «Adrianos»: Lea Kusano, Berner SP-Stadträtin, Freundin und feministische Mitstreiterin von Esseiva. «In gesellschaftlichen Fragen verstehen wir uns ausgezeichnet», sagt die junge SP-Frau, die ebenfalls gegen die Abtreibungs-Initiative weibelt, «in wirtschaftlichen jedoch gar nicht.» Nach hitzigen Diskussionen hätten sie jedoch schon oft zusammen beschlossen, eine eigene Partei zu gründen. Wie diese Partei wohl heissen würde? Die Rotliberalen? In der FDP, so viel steht fest, wäre über die Parteigründung so mancher erleichtert. ○

Zum Jubiläum von 40 Jahre
Mondlandungstheorie

Die "besonders" historischen Bücher zur erfundenen Geschichtsschreibung.
Bestellungen unter www.dillum.ch.

Christoph Pfister

Die Matrix der alten Geschichte

Analyse einer religiösen Geschichtsbildung



Bären

Christoph Pfister

Die Mär von den alten Eidgenossen

Beitrag zur Enttarnung der Schweizer Eidgenossenschaft im Lichte der Geschichtskritik



Bären



www.geschichteinchronologie.ch

Karriere einer erfundenen Krankheit

Durch ein Fehlurteil wurde das Schleudertrauma zur Epidemie. Es war das erste Leiden, das zur Invalidität führte, ohne dass es dafür Beweise gab. Wegen der «bunten Beschwerden» verdoppelte sich die Zahl der IV-Rentner. *Von Markus Schär*



Die Opfer klagten über Beschwerden; die Anwälte fanden immer einen willfährigen Gutachter.

Seinen Namen kennt jeder Rechtsstudent, aber er legt keinen Wert mehr auf Prominenz. Nennen wir ihn also Roberto Signorelli. 1983 erlitt der KV-Stift einen Unfall, ein Auto fuhr ihn auf dem Töffli an und schubste ihn einen Abhang hinab. Er brach wegen seiner Beschwerden wie Kopfweh und Schwindel die Lehre ab. Und er wehrte sich auch gegen eine Umschulung, die ihm der Hausarzt vermitteln wollte. Denn sein Anwalt strebte für den Jüngling eine lebenslange Invalidenrente an. Diese gewährte ihm nach acht Jahren Kampf das Eidgenössische Versicherungsgericht: 1991 befanden die höchsten Richter in Luzern, das «typische bunte Beschwerdebild» sowie mögliche Mikroverletzungen der Halswirbelsäule machten Signorelli erwerbsunfähig – und damit Tausende von weiteren Opfern.

«Ein Fehlurteil», sagt der Freiburger Rechtsprofessor Erwin Murer. Das Leiturteil von

1991 war nicht nur angeblich falsch, sondern offenkundig teuer, weit über die vier Milliarden Franken für die Opfer von Auffahrunfällen hinausgehend. Die Schweiz erlebte von da an nicht nur eine Epidemie von Schleudertraumafällen, sondern eine Explosion von «bunten Beschwerden», für die sich keine Ursache finden liess. Von 1990 bis 2005 verdoppelte sich die Zahl der IV-Rentner auf 300 000, zwei Drittel der Neurentner erhielten das Geld für Gebrechen mit «unklarer Kausalität». Im Klartext: Die Ärzte fanden keine Ursache, sondern mussten den Klagen der Patienten glauben. Diese Fälle kosteten die IV rund 100 Milliarden, dazu kamen die Ausgaben für Medizin und Justiz, Suva, Privatversicherer und Pensionskassen.

Das Bundesgericht beendete die Epidemie mit einem Urteil von 2010. Seither ist das Schleudertrauma kaum mehr Thema – an den Gerichten, für die Versicherungen und



«Bagatell-Unfall»: Anwältin Bono.



«Fit wie Mick Jagger»: Musiker Vescoli.

erstaunlicherweise auch in den Hausarztpraxen. «Der Spuk ist vorbei», sagt Professor Murer. Er fordert aber, die Gruselgeschichte sei wissenschaftlich aufzuarbeiten. Denn: «Die nächste Epidemie kommt bestimmt – deshalb sollten wir daraus die Lehren ziehen.»

Geld, viel Geld

Wie also entsteht eine Epidemie? «Der Durchbruch», jubelten die Kläger nach dem Leiturteil von 1991: Es gab plötzlich Geld zu holen, viel Geld. Sie gründeten den Schleudertraumaverband und gaben einen Ratgeber bei Verletzungen der Halswirbelsäule heraus. Andere Juristen taten sich zur Rechtsberatungsstelle für Unfallopfer und Patienten zusammen, darunter der Rechtsberater des *Tages-Anzeigers*. Dieser führte auch den Verein der Anwälte Geschädigter, arbeitete in der Kanzlei des Anwalts und Verlegers René Schuhmacher und schrieb

für dessen Publikationen wie *K-Tipp* oder *Saldo*. Und in Schuhmachers Verlag gab 2003 auch der heute oberste Datenschützer, Hanspeter Thür, seinen Ratgeber «Unfall-Opfer: Das sind ihre Ansprüche» heraus.

Vor allem der Schleudertraumaverband wollte mit zahllosen Studien die «Mikroverletzungen» nachweisen, die das Gericht 1991 nur vermutet hatte. Ohne Erfolg: Eine internationale Übersichtsstudie bezeichnete von 10 000 Publikationen zum Schleudertrauma ganze 125 als zitierwürdig, die überwältigende Mehrzahl aber als *junk science*. Um evidenzbasierte Medizin ging es gar nicht: Die Opfer klagten über «bunte Beschwerden»; die Anwälte fanden immer einen willfähigen Gutachter; die meist mehrjährigen Verfahren machten, wie auch Kritiker anerkannten, die Opfer wirklich krank, und die Versicherungen zahlten. Die Privatversicherer konnten die Milliardenkosten für Schleudertraumaopfer, die schliesslich ein Drittel der Aufwendungen für die Motorfahrzeug-Haftpflichtversicherung ausmachten, auf die Prämien überwälzen – diese stiegen denn auch stetig.

Wenn Versicherungen nicht alles zahlten, sollte der Druck der Medien nachhelfen. So bei Rebekka Salomé Zollinger: Die Frau, die sich als Vermittlerin von Liebesnestern für Manager porträtiert liess, erlitt 1997 in ihrem Porsche einen Auffahrunfall. Die Versicherung zahlte ihren selbstdeklarierten Lohnausfall von monatlich 17 500 Franken und kam für einen Treuhänder und eine Putzfrau auf. Erst zwei Jahre und eine halbe Million später stellte sie ihre Leistungen ein, weil sich die Patientin weigerte, medizinische Daten offenzulegen. Das Opfer klagte wegen Nötigung und erzählte seine Geschichte in einem Buch – «Skandal(e)!» –, auf der eigenen Website und in den Medien von *Blick* bis *Sonntagszeitung*.

Oder bei Caroline Bono: 2002 stiess auf dem Zürcher Bürkliplatz ein Fiat Seicento in den Kotflügel ihres Chrysler Grand Voyager, ohne dass an den Autos ein Schaden entstand – ein «Bagatellunfall», wie das Bundesgericht 2007 entschied. Die Anwältin streitet seither in eigener Sache um eine Rente, so auch mit einer mehrteiligen Serie im *Tages-Anzeiger* und mit einem Buch über ihre Geschichte.

Keine solche Aufmerksamkeit genossen die Kritiker. Erst seit 2003 die Rentenflut und damit die Milliardenlöcher bei der IV Aufsehen erregten, konnte sich Professor Erwin Murer mit ein paar Verbündeten langsam Gehör verschaffen, gegen die Anfeindungen der Schleudertraumaindustrie. Beharrlich wiesen die Kritiker darauf hin, dass sich für die «bunten Beschwerden» keine medizinische Ursache fand und dass es bei der Häufigkeit des Schleudertraumas unerklärliche Unterschiede gab, da es in der Deutschschweiz 33 Prozent der Unfälle ausmachte, in Frankreich aber nur 3 Prozent, weshalb in der Romandie die Kosten viel

tiefen lagen: dass also hier eine Epidemie wüthete, die die Juristen geschaffen hatten und die nur sie wieder beenden konnten.

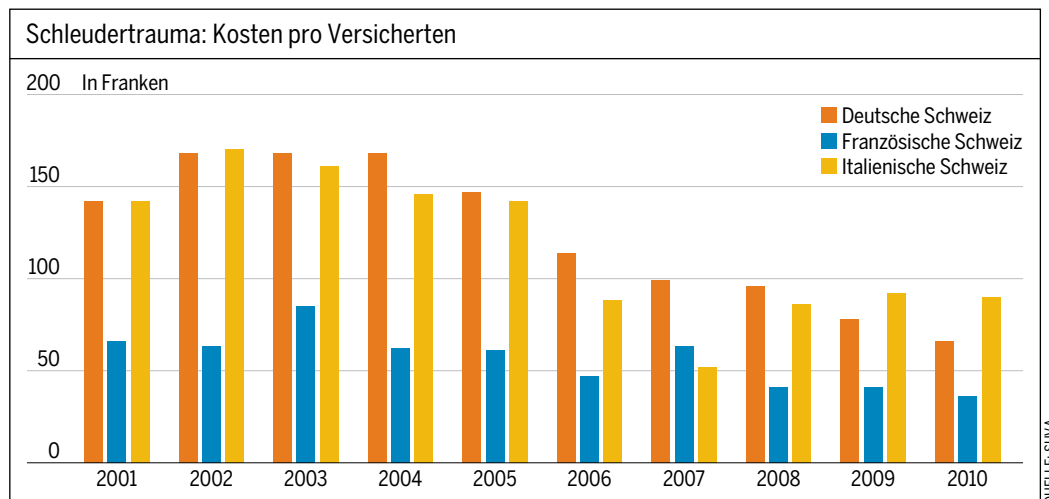
Prämiensenkungen bei der Suva

So liessen sich die höchsten Richter schliesslich überzeugen. Bundesrichter Ulrich Meyer schrieb vor zwei Jahren in einer Festschrift zum 65. Geburtstag von Erwin Murer über den internationalen Forschungsstand. Gestützt darauf entschied das Bundesgericht 2010, im Normalfall müssten die Folgen eines Schleudertraumas in höchstens einem Jahr ausheilen, sie könnten also keine Invalidenrente begründen. Bei der Urteilsfindung half, dass die Bundesrichterin, die das Leiturteil von 1991 verfasst hatte und 2004 in einen Mobbingskandal am Luzerner Gericht verwickelt war, seit 2009 den Ruhestand genießt.

Was löste das Urteil von 2010 aus? Die Wirkung zeigte sich zuerst in den Zahlen der Suva, die rund zwei Millionen Erwerbstätige in der Schweiz gegen Unfall versichert. Ihre Kosten für Schleudertraumafälle – die die Suva per Regress bis zur Hälfte bei den Haftpflichtversicherern eintreiben konnte – betrugen bis

Bei den Privatversicherern profitieren vorerst die Aktionäre. Die Zahlungen für Autohaftpflichtfälle gingen 2011 von 1,7 Milliarden im Vorjahr auf 1,6 Milliarden Franken zurück. Und aufgrund der neuen Rechtsprechung lösten zwei Versicherungen schon 2011 Reserven für Schleudertraumafälle auf, die Zurich Financial Services 200 Millionen Dollar und die Nationale Suisse 85 Millionen Franken, was deren um 82 Prozent besseren, «ausserordentlich hohen Konzerngewinn» von 168 Millionen weitgehend erklärt. Die anderen Versicherungen dürften dieses Jahr nachziehen – jetzt sollten also auch die Versicherten dank deutlich sinkenden Prämien von der günstigen Entwicklung profitieren.

Dafür darbt der Schleudertraumaverband. Als «Schlag ins Gesicht aller Betroffenen» beklagt er das Bundesgerichtsurteil von 2010. Seither gehen Mitgliederzahlen und Einnahmen zurück. Zwar wehrte sich der Verband im März 2011 mit der Referendumsdrohung gegen den Beschluss der eidgenössischen Räte bei der 6. IV-Revision, Renten für Beschwerden ohne nachweisbare organische Grundlage systematisch zu überprü-



Im Welschland sind die Kosten deutlich tiefer.

2005 jährlich eine Viertelmilliarde Franken. Aufgrund der IV-Debatte und eines ersten Bundesgerichtsurteils mit Verschärfungen von 2008 brachen die Kosten aber ein. 2010 wandte die Suva dafür noch 119 Millionen auf (61 Franken pro Versicherten, siehe Grafik) – ein Drittel der Belastung im Rekordjahr 2003.

«Es gibt in der Schweiz nach wie vor jährlich rund 25 000 Schleudertraumafälle, die meisten davon als Folge von Auffahrunfällen», stellt der Geschäftsleitungsvorsitzende Ulrich Fricker fest. Die Unfallversicherung bekomme aber weniger Fälle gemeldet als in den neunziger Jahren: «Die Leute sind skeptischer gegenüber körperlichen Beschwerden, die sich medizinisch nicht nachweisen lassen.» Vor allem dank weit weniger Neurenten für Schleudertraumaopfer konnte die Suva für 2013 zum sechsten Mal in Folge Prämiensenkungen ankündigen, was dem ganzen Werkplatz zugutekommt.

fen. Aber er krebste schon nach einer Woche zurück, weil er bei den anderen Behindertenorganisationen – deren Klienten nie so leicht zu einer Rente kamen – keine Unterstützung fand.

Per Brief wandte sich der Verband im Herbst 2011 an die Ärzte: Da die Gerichte für «nicht objektivierbare Beschwerden» keine Renten mehr sprechen, müssten die Mediziner – die zwanzig Jahre lang bei Schleudertraumaopfern nichts fanden – mit besserer Diagnostik objektive Nachweise liefern: «Sobald Beschwerden durch Organverletzungen erklärt sind, fällt die ganze Versicherungs- und Justizargumentation zusammen.» Daneben bietet der Verband weiterhin Kurse an, wie sich Betroffene optimal auf das Gespräch mit dem Gutachter vorbereiten. Aber die Anwälte, die die Lobbyorganisation gründeten und führten, haben unübersehbar das Interesse verloren. Andere Befunde wie Burnout oder Mobbing

Der einsame Experte

Der Rechtsprofessor Erwin Murer hat das Schleudertrauma als von Juristen erfundene Krankheit entlarvt. Was trieb ihn an?



«Rädli in der Maschine»: Jurist Murer.

Er humpelt mit frisch operiertem Hüftgelenk zum Rednerpult. Und er hält die Abschiedsvorlesung an seinen Freiburger Sozialrechtstagen mit der ihm angeborenen Nidwaldner Nüchternheit. Dabei könnte Professor Erwin Murer triumphieren.

Er spricht über «Krankheitsepidemien, die der objektiven medizinischen Grundlage entbehren». Als aktuelles Beispiel einer solchen «lexigenen», also von Juristen erzeugten Epidemie nennt er die Schleudertrauma-Explosion, die 1991 durch ein «Fehlurteil» des Eidgenössischen Versicherungsgerichts ausgelöst und 2010 durch den Sinneswandel des jetzt zum Bundesgericht gehörenden Luzerner Gremiums beendet wurde – nachdem sie die Allgemeinheit vier Milliarden Franken gekostet hatte. Und er sagt mit keinem Wort, dass das Land die Korrektur des Urteils ihm verdankt.

«Ich war nur ein Rädli in der Maschine», wiegelt der emeritierte Rechtsprofessor im Gespräch ab. «Ich wurde ja dafür bezahlt, über etwas nachzudenken.» Dabei fiel ihm Ende der 1990er Jahre das Anschwellen der Invalidenzahlen auf, vor allem die Epidemie von angeblich invalid machenden Beschwerden, für die kein Arzt eine Ursache fand. «Nicht-objektivierbare Gesundheitsbeeinträchtigungen», nannte sie Murer,

und er machte sie zum wichtigsten Thema seiner Sozialrechtstage, zu denen er auch Experten aus anderen Disziplinen einlud. Denn: «Die Erklärungen von Bundesrat und Verwaltung für die Rentenflut waren nebulös. Ich wollte deshalb wissen: Was steckt dahinter?»

Dem Rechtsprofessor verhalf zu seinen Erkenntnissen, dass er mit einer Psychoanalytikerin verheiratet ist und dass er nach einem Zusatzstudium in Entwicklungsökonomie in Paris als Entwicklungshelfer gearbeitet hatte. «Helfen ist schwierig, sehr viel schwieriger, als gemeinhin angenommen wird», sagt er über seine sechs Jahre in Afrika und Asien, vor allem auf den Philippinen. «Geld hilft häufig nicht, Geld kann sogar schaden.» Diese Einsicht prägte, was Erwin Murer ab 1986 als Professor für Arbeits- und Sozialversicherungsrecht in Freiburg lehrte: «Meine Auseinandersetzung mit dem Sozialrecht drehte sich im Grunde immer um die Frage, wo die eigene Leistungsfähigkeit aufhört und der Bedarf nach Hilfe durch Dritte beginnt.»

«Ein einsamer Experte zieht fleissig durch die Lande und gegen die herrschende <politische Korrektheit> vom Leder», schrieb die *Weltwoche* 2003 im ersten kritischen Artikel zur Rentenflut in der IV. Später machte die SVP diese zum Thema, aber der einsame Experte liess sich nie von der Politik vereinnahmen. Dank seinen guten Beziehungen zu Praktikern, denen in Bern niemand zuhörte, wusste er zwar: «Wir haben ein Missbrauchsproblem.» Der grossen Mehrheit der Patienten, die eine Rente anstrebten, glaubte er aber ihr Leiden. Nur: Den Grund zum Leiden sah er gerade darin, dass das Leiden eine Rente versprach. Weit menschenfreundlicher, wusste der Entwicklungshelfer a.D., wirkten Anreize, sich wieder ins Erwerbsleben einzugliedern.

Um Politik und Gerichte zu überzeugen, führte Murer seinen jahrelangen Kampf. Wie hart er war, deutet der Professor nur an, wenn er in einer Fussnote zu den immateriellen Kosten der Schleudertrauma-Epidemie auch «persönliche Attacken auf Kritiker» erwähnt. Immerhin fehlen bei den letzten Sozialrechtstagen mit Erwin Murer die Geschädigtenanwälte, die sich früher in die Holzstühle fläzten und über den Kritiker höhnten. In der Aula applaudieren alle nach dem Referat. Das genügt. (sär)

versprechen lukrativere Mandate, vielleicht gar die nächste Epidemie. Nur das Zürcher Sozialversicherungsgericht stellt sich ahnungslos, weshalb die Zahl der Unfallversicherungsfälle von 2009 bis 2011 um nicht weniger als 23 Prozent abnahm: «Der Rückgang ist nicht ohne weiteres erklärbar, weil sich keine konjunkturellen, demografischen, gesellschafts- oder finanzpolitischen Indikatoren finden lassen, die Rückschlüsse auf die Anzahl geschehener Unfälle zulassen.»

Prominente Opfer

Weil die Anwälte keine spektakulären Fälle mehr durchziehen, erscheinen die Schleudertraumaopfer kaum noch in den Medien. Nur der *Tages-Anzeiger* bietet Caroline Bono weiter Raum, um ungestört von kritischen Nachfragen ihre Geschichte auszubreiten: Der Fall liegt zehn Jahre nach dem «Bagatellunfall» wieder einmal beim Bundesgericht, weil sich einem Richter bei der Vorinstanz Befangenheit nachweisen liess. Auch sonst bietet sich das Blatt als Sprachrohr der Geschädigtenanwälte an, was den Zürcher Rechtsprofessor Thomas Gächter zur Bemerkung provozierte: «Es wäre zu wünschen, dass auflagenstarke Medien, selbst wenn einseitige Berichterstattungen eine grössere Attraktivität aufweisen mögen, künftig besser abwägen, ob sie sich derart instrumentalisieren lassen wollen.»

Die Fälle, die es in die Medien schaffen, zeigen vor allem, dass sich die Folgen selbst von schweren Schleudertraumata überwinden lassen. Mister Schweiz Luca Ruch stürzte bei einem Unfall im Militärlastwagen einen Abhang hinunter und kann seither «nicht mehr so lange sitzen und stehen wie früher und auch nicht mehr den ganzen Tag schwere Sachen schleppen», aber immerhin neben dem Wirtschaftsstudium in der ersten Mannschaft des FC Frauenfeld spielen. Der italienische Skiweltmeister Christof Innerhofer gewann im März 2012 wieder einen Super-G, nachdem er monatelang unter einem Schleudertrauma gelitten hatte. Die zwanzigjährige Schützin Fabienne Füglistler schoss im Februar 2012 – als «beste Medizin nach dem Trauma», wie die *Aargauer Zeitung* titelte – bei der Europameisterschaft die Goldmedaille. Und der siebzehnjährige Sänger Toni Vescoli fühlt sich trotz eines schweren Autounfalls mit Schleudertrauma «so fit wie Mick Jagger». Sie alle eifern mit ihrer Leistungsfähigkeit dem prominentesten Schweizer Schleudertraumaopfer nach: Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf.

Auch der bei den Juristen prominenteste Betroffene hält sich tapfer: Roberto Signorelli, der einst die KV-Lehre schmeissen musste, betreut seit Jahren als Fussballtrainer die Juniorenauswahlen eines kantonalen Verbands. Er sei «bei allem, was körperlich ist, voll behindert, bei allem, was schriftlich ist, aber sehr gut», sagte er auf Nachfrage. Damit bestand der Invalide jede Rentenrevision. ○

Jeder Rappen zählt

Gebührenpflicht, Meldepflicht, Ersatzabgabepflicht: Der Bund zwingt Autohändler bei der Entsorgung von Fahrzeugbatterien seit Anfang Jahr unsinnig viel Bürokratie auf. Viele verweigern sich dem neuen Regime. *Von Alex Reichmuth*

Vor einigen Wochen erhielt Autohändler Knut Bydal einen Brief, bei dessen Lektüre er nur Bahnhof verstand. Der Brief war mit «Verfügung zur Gebührenbefreiung» überschrieben und stammte von der Inobat, der Interessenorganisation Batterieentsorgung. Die Inobat ist vom Bund beauftragt, die sogenannte vorgezogene Entsorgungsgebühr auf Batterien einzuziehen und zu verwalten. Das Schreiben ging unter anderem an die Mitglieder von Auto-Schweiz (offizielle Markenimporteure) und des Verbands freier Autohandel Schweiz (VFAS, Parallelimporteure). Ihnen wurde gesagt, dass sie sich von der Entsorgungsgebühr auf bestimmten Batterietypen (darunter bleihaltige Fahrzeugbatterien) befreien könnten.

Über die Aussicht, von einer Gebühr befreit zu werden, freut sich VFAS-Mitglied Knut Bydal eigentlich immer. Doch in diesem Fall konnte er die Information nicht einordnen. Denn die Pflicht, eine Entsorgungsgebühr auf Autobatterien zu leisten, war ihm nicht bekannt. «Ich beziehe die Autobatterien immer beim Grossimporteur oder im Batteriefachhandel», sagt der Autohändler aus Ebmatingen ZH. «Beim Bezug neuer Batterien gebe ich jeweils die alten zurück. Das funktioniert reibungslos.»

Die Anweisungen im Brief der Inobat waren je verwirrlicher, je weiter Bydal las. «Bitte beachten Sie, dass Ihre Firma mit dieser Verfügung von der Gebührenpflicht, nicht aber von der Meldepflicht befreit ist», hiess es. Zudem: «Gebührenbefreite Firmen leisten anstelle der gesetzlichen Gebühr einen in Absprache mit den Branchenverbänden definierten Beitrag an die Inobat [...]» Dem Brief war zu entnehmen, dass dieser Beitrag, je nach Batterientyp, zwischen fünf und dreissig Rappen pro Batterie beträgt.

Dieser Ersatzbeitrag auf gebührenbefreite Batterien wird laut der Inobat zur «Deckung der Kosten für die Befreiung von der Gebühr» erhoben. Es wird noch komplizierter: Bei einem Auto hat es nebst Batterien, die von der Gebühr befreit sind, meist auch noch solche, die es nicht sind – etwa Knopfzellen für die Fernbedienung der Türöffnung. Auch darauf ging der Brief an Knut Bydal ein: Es sei wegen der verschiedenen Batterietypen notwendig, dass Autohändler über zwei Registrierungen bei der Inobat verfügten – «eine zur Erfüllung der gesetzlichen Gebührenpflicht und eine Registrierung für die Erfüllung der Meldepflicht für gebührenbefreite Batterien». Wenigstens müssen

die Autohändler nicht einzeln Knopfzellen zählen: Es würden pro Fahrzeug pauschal zehn Rappen erhoben, was der Gebühr für zwei Knopfzellen entspreche, stand in dem Brief.

Autohändler Knut Bydal ärgert sich über den «Bürokratiewahnsinn», dem er unterstellt werden soll. Die im Brief gesetzte Frist für die Erfüllung der Meldepflicht (15. August) liess er ungenutzt verstreichen. Damit ist er nicht allein. Frank Appenzeller etwa, Autohändler und VFAS-Mitglied aus Wädenswil am Zürichsee, reagierte ebenfalls nicht auf den Brief. «Es wird immer absurder mit all dem bürokratischen Unsinn, der uns Unternehmern aufgezungen wird», sagt er. Appenzeller hatte bisher laut eigenen Angaben «überhaupt nichts mit einer Entsorgungsgebühr auf Autobatterien zu tun». Gleiches sagt Nico Seiler, freier Autohändler aus Zürich. «Durch neue Regelungen wird unser Gewerbe immer mehr behindert», stellt er fest. Das Schreiben der Inobat habe er direkt als Altpapier entsorgt.

Erste «Erinnerungsschreiben»

Der Grund, warum viele Autohändler nichts wissen von einer Entsorgungsgebühr auf Batterien, ist, dass diese erst seit Anfang Jahr erhoben wird. Auf diesen Zeitpunkt hat der Bund die Melde- und Gebührenpflicht auf Batterien über fünf Kilogramm ausgedehnt, wie Inobat-

Geschäftsführer Max Zulliger mitteilt. Eine Melde- und Gebührenpflicht einzuführen, mit gleichzeitiger Gebührenbefreiung und Ersatzabgabepflicht, «kann als bürokratisch betrachtet werden», schreibt er weiter. Zulliger verweist aber auf zugrunde liegende gesetzliche Bestimmungen. Von den im VFAS organisierten Autohändlern hätten sich bis jetzt weniger als zehn Prozent, wie vorgeschrieben, registriert, so der Inobat-Geschäftsführer weiter. Man nehme das als «Verweigerung» zur Kenntnis. Vor wenigen Tagen schickte die Inobat erste «Erinnerungsschreiben» an säumige VFAS-Mitglieder.

Die Verweigerungshaltung der meisten Mitglieder wird vom VFAS zwar nicht unterstützt. Schliesslich hat sich der Verband der freien Autohändler selber bei der Inobat darum bemüht, dass freie Autohändler von den Gebühren befreit werden. Aber von Verbandspräsident Roger Kunz kommen trotzdem skeptische Töne. Der VFAS sei bei der Erarbeitung der gesetzlichen Grundlagen dieser Gebührenpflicht (beziehungsweise zur Befreiung davon) nie befragt worden. «Es galt, für unsere Mitglieder die beste respektive günstigste Lösung zu finden», sagt Kunz. Allgemein seien neue Gebühren und zusätzlicher Bürokratieaufwand ein zunehmendes Problem für die im VFAS organisierten KMU-Betriebe. ○



Ersatzbeitrag zur «Deckung der Kosten für die Befreiung von der Gebühr»: Autobatterie.



Tragik der Gegenwart: Nobelpreisträger Krugman.

Sein Gott heisst Keynes

Der amerikanische Star-Ökonom Paul Krugman ist einer der wichtigsten Vordenker der ultralockeren Geldpolitik. Er predigt gigantische Staatsausgaben zur Bewältigung der Krise. Seine Rezepte finden auch in der Schweiz Gehör. Was ist davon zu halten? *Von Ernst Baltensperger*

Wenn wir Paul Krugman Glauben schenken, könnte die gegenwärtige Wirtschaftsschwäche der industrialisierten Welt – die er als unerträgliche Depression bezeichnet – rasch und schmerzlos überwunden werden. Wir müssten nur seinem Rat folgen, und, schwups, die Krise wäre weg. Hätte er damit recht, müsste er einen zweiten Nobelpreis erhalten. Übrigens: Seinen Nobelpreis hat Krugman voll verdient – für wegweisende Analysen der Funktionsweise des internationalen Handels. Nur: Mit der makroökonomischen Stabilisierungspolitik hatten diese Analysen nichts zu tun.

Die gegenwärtige Krise sei völlig unnötig, behauptet Krugman. In seinen Augen ist es frivol, ja skandalös, dass eine Verschwörung aus ideologiebesessenen Politikern, zurückgebliebenen Ökonomen und anderen Sparaposteln ihrer raschen Beendigung im Wege steht. Was wäre zu tun? Im Wesentlichen müsste der Staat riesige

Ausgabenprogramme beschliessen, weit grösser als alles, was die USA unter Obama gemacht haben. Die Geldpolitik müsste weiterhin, und noch mehr als bisher, auf Expansion eingestellt bleiben. Kleinliche Sorgen um Staatsdefizite und Staatsverschuldung dürften dabei keine Rolle spielen – und Furcht vor dem sogenannten Phantom der Inflation erst recht nicht.

Krugmans Gott heisst Keynes. Der Hauptfehler der heutigen Ökonomen und Politiker sei, dass sie die Lehren von Keynes vergessen hätten, behauptet er. Vergessen? Keynes? Wenn es so wäre: Wie kommt dann der Verfasser dieses Artikels bloss dazu, zu meinen, in den letzten Jahren mehr keynesianisch inspirierte Empfehlungen denn je gehört und gelesen zu haben? Es ist allerdings bewusst ein kruder, «alter» Keynesianismus, den Krugman predigt (manche würden ihn als vorsintflutlich bezeichnen). Es ist nicht so, dass Keynes von der

Zunft vergessen worden wäre. Tatsächlich ist es eher so, dass Krugman seinerseits alles, was nach Keynes gekommen ist, einschliesslich des in der Profession weitverbreiteten sogenannten neuen Keynesianismus, und im Grunde auch alles, was vor Keynes war, vergisst oder mit wenigen Ausnahmen als unbedeutend abtut.

Krugman ist ein höchst scharfsinniger und scharfzüngiger Autor mit ausgesprochenem Hang zur Polemik. Sein neuer Bestseller «End This Depression Now!» liest sich hervorragend und mag auf den ersten Blick für manche überzeugend wirken. Die Versuchung ist gross, darauf selber mit Polemik zu antworten. Doch es ist besser, dieser Versuchung zu widerstehen und auf die Argumente ernsthaft einzugehen.

Am Anfang steht für Krugman die Überzeugung, dass der gegenwärtige Zustand der industrialisierten Welt in allen wesentlichen Punkten jenem der Grossen Depression der

1930er Jahre entspricht. Die Tragik der Gegenwart liegt für ihn darin, dass wir heute – dank Keynes (und Krugman) – im Gegensatz zu damals, wüssten, was zu tun wäre, und es trotzdem nicht tun. Diese Gleichsetzung ist absurd. Zwar ist es unbestritten, dass wir heute sowohl in den USA wie in Europa mit stark rezessiven Kräften zu kämpfen. Damit sind menschliche Schicksale und Nöte verbunden. Es ist selbstverständlich, dass die Politik, soweit sie es kann, diese mildern und verhindern sollte. Doch die nähere Betrachtung zeigt, dass die Dramatik der Wirtschaftsentwicklung und das resultierende gesellschaftliche Elend in den 1930er Jahren von einer Wucht waren, die den Vergleich mit heute fast lächerlich aussehen lässt.

Die gleichen Fehler wurden nicht gemacht

Die Industrieproduktion ging in den USA von 1929 bis 1932 um rund 45 % zurück, in Deutschland um etwa 40 % (und in der Schweiz um gut 20 %). Die Arbeitslosigkeit erreichte in den USA und in Deutschland Werte von 25 % bis 30 %, und dies bei weitgehend fehlender Arbeitslosenversicherung und minimalen sozialen Sicherungssystemen. Heute wächst die amerikanische Volkswirtschaft zwar unter ihrem historischen Durchschnitt, aber sie wächst immerhin. Die Arbeitslosigkeit beträgt in den USA etwa 8 %. Zu viel, ja, aber doch eine ganz andere Grössenordnung. Zugegeben, in Ländern wie Spanien und Italien ist die Arbeitslosigkeit, und erst recht die Jugendarbeitslosigkeit, exzessiv. Aber dass daran verkrustete Arbeitsmärkte und übertriebener Kündigungsschutz schuld sind, pfeifen die Spatzen von den Dächern.

Die Geld- und Fiskalpolitik hat in der jüngsten Krise in den meisten Ländern aggressiv expansiv reagiert, im Gegensatz zu den 1930er Jahren. Keine Rede davon, dass man die gleichen Fehler wie damals begangen hätte, wie Krugman meint. Im Gegenteil, man hat sehr wohl gelernt, diese zu vermeiden. Daraus folgt aber nicht, dass eine expansive Fiskal- und Geldpolitik die richtige Antwort auf alle Probleme wäre, welche heute eine rasche Rückkehr zu Vollbeschäftigung und Normalwachstum behindern. Daraus folgt auch nicht, dass man die Krisenpolitik auch nach der Krise unbegrenzt weiterführen sollte. Die USA und zahlreiche europäische Länder haben eine schwere Überschuldung abzubauen. Das erfordert mühsame realwirtschaftliche Anpassungen und braucht gemäss historischer Erfahrung, wie die amerikanischen Ökonomen Reinhart und Rogoff mit zusammengetragenen Daten aus mehreren Jahrhunderten belegen, viel Zeit.

Zahlreiche Länder, darunter die Krisenländer der Euro-Zone, haben zudem einen hohen Reformbedarf im Arbeitsmarkt und in ihren sozialen Sicherungssystemen. All dies lässt sich nicht durch eine generelle Politik der Nachfragestimulierung beheben. Eine solche verzögert höchstens die notwendigen Korrekturen.

Krugman anerkennt aber im Grunde einzig das «alte» Problem von Keynes – eine ungenügende Gesamtnachfrage – als Ursache gegenwärtiger Schwierigkeiten. Anderes wird zwar beiläufig erwähnt, aber regelmässig sofort als bedeutungslos weggeschoben. Seine Medizin ist deshalb wenig überraschend stets dieselbe: Staatsausgaben, Staatsausgaben und nochmals Staatsausgaben, unterstützt durch eine ultraexpansive Geldpolitik. Das gilt für die USA, aber auch für Europa, wo Deutschland die Euro-Zone durch eine aggressive Ausgabenpolitik retten sollte, unterstützt durch die Europäische Zentralbank (EZB).

Krugman wird dabei getragen von einem unerschütterlichen Glauben an die Wirksamkeit fiskalischer Stimulierungsprogramme. Diese Überzeugung werde gestützt durch eine Vielzahl übereinstimmender neuer Untersuchungen, versucht er im letzten Abschnitt seines Buches nachzuweisen. Dabei spielt er mit gezinkten Karten. Ihm gefällt nur jener Teil der wissenschaftlichen Debatte, der in sein Konzept passt. Eine Serie von gleich drei umfangreichen Übersichtsartikeln solcher Forschung in einer der jüngsten Ausgaben des renommierten *Journal of Economic Literature* kommt zu einem ganz anderen Ergebnis. Der angesehene US-Ökonom John Taylor etwa äussert dort grosse Zweifel an der Wirksamkeit solcher Ausgabenprojekte.

Schuldenberge verharmlost

Die Problematik exzessiver Staatsverschuldung wird von Krugman konsequent verharmlost. Schuldenniveaus, die 85 bis 90 Prozent des Bruttoinlandprodukts (BIP) übersteigen – Werte, denen die USA schon jetzt gefährlich nahe sind –, führen gemäss vielbeachteten Studien regelmässig zu Wachstumseinbussen. Die Aussicht auf künftige Fiskalkorrekturen – Steuererhöhungen, Leistungskürzungen – verunsichert die Wirtschaftsakteure und belastet Investitionen und Konsum. Doch all dies geht in Krugmans Kalkül überhaupt nicht ein. Die Vorstellung, dass Fiskalkonsolidierung, besonders wenn sie über Ausgabenkürzungen (statt über Steuererhöhungen) erzielt wird, Ungewissheit abbaut und vertrauensbildend wirkt, wischt er vom Tisch als Märchen von der «confidence fairy», der Vertrauensfee, obwohl diese Sicht gerade durch neue Forschung von Alesina, Favero und Giavazzi bestärkt worden ist. Er setzt lieber heroisch darauf, dass «sein» Programm das Wachstum rasch so stark erhöhen würde, dass die Schuldenquote automatisch fiele.

Ebenso verniedlicht wird das Problem potenzieller Inflation. Inflation könne gar nicht entstehen, solange die Volkswirtschaft in der Depression verharre – so wird der Leser noch und noch beruhigt. Erinnerungen an die Stagflation der 1970er Jahre werden weggefegt – recht mutig angesichts der superexpansiven Geldpolitik der Gegenwart. Aber wirklich spannend – ja,

ein bisschen schizophoren – wird es, wenn wir weiterlesen. Plötzlich wird klar, dass Inflation eigentlich gar nicht verhindert werden soll. Im Gegenteil, sie ist geplant. Statt Preisstabilität sollten die Zentralbanken nämlich ein höheres Inflationsziel (etwa drei bis vier Prozent) festlegen. Dies würde dazu beitragen, die Realverschuldung zu vermindern, den Realzins tief zu halten und so die Wirtschaft zu beleben.

Hier wird es aber brandgefährlich. Inflation führt erfahrungsgemäss etwas verzögert zu Inflationserwartung und Inflationserwartung zu entsprechend erhöhten nominalen Zinsen – der inflationsbedingte Wertverlust für die Anleger muss kompensiert werden, wenn sie ihr Geld ausleihen. Der Realzins bleibt daher nur tief, und die Realverschuldung nimmt nur ab, wenn die Inflation sukzessive hochgeschraubt wird, so dass die Inflationserwartung der tatsächlichen Inflation stets etwas hinterherhinkt: das klassische Rezept für eine sich im Zeitverlauf beschleunigende Inflation. Genau so sind die USA und der Rest der Welt in die grosse Inflation der 1970er Jahre hineingeschlittert, aus der sie sich später nur mühsam und unter wiederholten Stabilisierungskrisen wieder zu befreien vermochten.

Die ungeheure monetäre Expansion der Gegenwart ist ein geldpolitisches Experiment ohne historische Präzedenz. Wir haben keine Erfahrung in der Handhabung solcher Verhältnisse. Die Nonchalance, mit der Krugman damit umgeht, ist atemberaubend. Die meisten Ökonomen befürchten dabei nicht – wie Krugman das immer wieder unterstellt –, dass in der rezessiven Welt der Gegenwart Inflation und Inflationserwartungen rasch stark ansteigen könnten. Doch das Problem liegt in der Zukunft. Wird es gelingen, die immense Liquidität rechtzeitig wieder abzuschöpfen? Lassen sich Fehlentwicklungen, etwa im Immobilienmarkt, welche eine Billiggeldpolitik ohne Ende auslösen kann, in Schranken halten? Werden die Zentralbanken den Mut und die politische Unabhängigkeit haben, angesichts hoher privater und staatlicher Verschuldung ihre Politik rechtzeitig zu straffen? Wer entsprechende Erwartungen als naiv betrachtet, hat vermutlich recht. Würden wir Krugmans Rezepten folgen, würden diese – ohnehin bestehenden – Gefahren noch potenziert.

«Langfristig sind wir alle tot», hat Keynes einmal gesagt. Ein vielzitiertes Bonmot, allerdings nicht unbedingt erhellend. Für jeden Einzelnen von uns trifft es zwar sicher zu – aber für die Gesellschaft insgesamt hoffentlich nicht. Qualitätsmerkmal verantwortungsbewusster Politik ist es, genau dafür einzustehen.

Prof. Ernst Baltensperger ist einer der führenden Ökonomen der Schweiz, bekannt als massvoller Monetarist. Bis zu seiner Emeritierung lehrte er an der Universität Bern und ist der Doktorvater des Schweizer Nationalbank-Präsidenten Thomas Jordan.
Paul Krugman: End This Depression Now! Norton. Auf Englisch. 259 S., Fr. 28.90

«Bittere Enttäuschung»

Václav Klaus ist einer der Streitbarsten Politiker Europas. Als er vor dem EU-Parlament sprach, verliessen viele Abgeordnete empört den Saal. Auf einer beschaulichen Bühne in Obergurgl im Tirol verlangt er mehr Einsatz für eine freiheitliche Politik und weniger Worte. *Von Florian Schwab*



Fähigkeit zur Provokation: tschechischer Präsident Klaus im EU-Parlament in Brüssel.

Der tschechische Staatspräsident Václav Klaus sieht aus wie ein Mensch gewordener Panzer. Mit kerzengeradem Rücken schiebt er seine bullige, wenn auch eher klein gewachsene Gestalt durch die gut hundert Besucher des Eröffnungsaktes des Hayek-Colloquiums im österreichischen Obergurgl. Klaus' Vordenker, der in die USA ausgewanderte österreichische Ökonom Friedrich August von Hayek, hatte in dem Tiroler Ferienhotel «Edelweiss & Gurgl» jeweils seine «Sommerfrische» verbracht. Das Haus, seit Jahrzehnten in Familienhand, ergriff die Initiative, um dem prominenten ehemaligen Gast eine prestigeträchtige Veranstaltung zu zimmern.

Hayek ist bis heute eine Identifikationsfigur unter liberalen Wirtschaftswissenschaftlern. Seine hauptsächlichen Erkenntnisse sind die Überlegenheit einer «spontanen Ordnung» (wie des Ergebnisses eines Marktprozesses) ge-

genüber hochtrabenden Plänen zur zentralen Steuerung (wie der kommunistischen Kommandowirtschaft) sowie die schleichende Erosion der Freiheit in modernen Sozialstaaten.

Totalitäre Züge bei der EU

Nachdem es im letzten Jahr beim Hayek-Colloquium zu einem Eklat gekommen war, weil die Eröffnungsrede des ehemaligen bayerischen Ministerpräsidenten Edmund Stoiber die versammelten Liberalen kaltgelassen hatte, war der Eröffnungsredner des diesjährigen Colloquiums so recht nach dem Geschmack der Hayekianer: In seiner Ansprache blieb Klaus zwar moderat, er zeigte aber auf, wie radikal ihn Hayek geprägt hatte. In den 1960er Jahren sei Hayek unter den Studenten in der ehemaligen Tschechoslowakischen Sozialistischen Republik eine massgebliche Inspiration gewesen. Hayeks Buch «Der Weg zur Knechtschaft», in

dem der Autor den Übergang von einer freiheitlichen Marktordnung in ein sozialistisches Zwangssystem beschreibt, sei, so Klaus, «das Buch unserer Zeit» gewesen. Klaus selber studierte damals Ökonomie in Prag und nahm danach eine Stelle bei der tschechoslowakischen Notenbank an.

Immer wieder führte ihn sein Weg nach Westeuropa, wo er mit ungläubigem Staunen feststellte, dass der ideelle Einfluss Hayeks langsam verblasste. Der seit geraumer Zeit emeritierte Innsbrucker Wirtschaftsprofessor Karl Socher – auch er nahm am Colloquium teil – erinnert sich an eine Veranstaltung Anfang der 1990er Jahre in Wien. Die Tschechoslowakei war auf dem Weg zur Befreiung, und Václav Klaus schickte sich an, im Jahr 1992 zuerst Ministerpräsident der Tschechoslowakei und 1993 der neuen Tschechischen Republik zu werden. Bei der abschliessenden Gesprächsrunde

habe ein Ökonom der österreichischen Nationalbank gesagt: «Ich habe noch nie so viel von Hayek gehört.» Klaus habe erwidert: «Und ich habe noch nie so viel von Karl Marx gehört.»

Klaus war entschlossen, in Tschechien nach dem Ende des Kommunismus die Rezepte Friedrich August von Hayeks auszuprobieren: «Wenn Hayek in Österreich tot ist, werde ich ihn in Prag wieder aufwecken.» Anfänglich tat man Klaus als «Spinner» ab, doch er hatte Erfolg: «Die Basis dieses Prozesses war bei uns die Befreiung der Märkte, die Liberalisierung, Deregulierung» sowie die Abschaffung von Subventionen und die Entstaatlichung der Wirtschaft. «Das war Hayek in seiner reinen Form.» In seiner sechsjährigen Amtszeit kam Klaus auf diesem Weg gut voran. Tschechien zählt zu den wirtschaftspolitischen Musterknaben unter den ehemaligen Ostblockländern, die 2004 der Europäischen Union beitraten.

Die EU werde dem «alten System» immer ähnlicher, also der kommunistischen Diktatur».

Zu diesem Zeitpunkt war Václav Klaus bereits ein Jahr lang Staatspräsident. In den kommenden Jahren beobachtete er «mit bitterer Enttäuschung» die europäische Politik. Diese werde dem «alten System» immer ähnlicher, also der kommunistischen Diktatur. Klaus betonte, dass er dies nicht einfach so dahersage wie andere EU-Kritiker. «Ich habe Jahrzehnte meines Lebens in einem kommunistischen System gelebt.»

Klaus stört sich hauptsächlich an der zunehmenden europäischen Zentralisierung und Machtverlagerung nach Brüssel. Zum Auftakt der tschechischen Ratspräsidentschaft, im März 2009, sprach er im EU-Parlament den Abgeordneten ins Gewissen: Er bekannte sich zur tschechischen Mitgliedschaft, kritisierte aber, dass die aktuelle institutionelle Form der EU ein sich rasch verbreitendes, immerwährendes und «nicht zu kritisierendes Dogma» geworden sei. Das Gleiche gelte für das von oben postulierte Mantra der «immer engeren Union», die als unumkehrbarer Weg vorgezeichnet werde.

Klaus kritisierte das Europäische Parlament, in dem keine Debatte über verschiedene Alternativen der europäischen Einigung stattfindet, sondern wo alle Entscheide in grosser Einigkeit mit der EU-Kommission fielen. Parlamentarische Opposition: Fehlanzeige.

Das Wirtschaftssystem der EU bezeichnete Klaus damals als «ein System unterdrückter Märkte und beständig ausgeweiteter planwirtschaftlicher Kontrolle». Die einzige Lösung der europäischen Probleme sei die Liberalisierung und Deregulierung der europäischen Wirtschaft. Züge eines totalitären, kommunistischen Systems erkennt Klaus ferner in der

Instrumentalisierung des Klimawandels zu politischen Zwecken. Seine Ansprache wurde von etlichen EU-Parlamentariern als derartiger Affront aufgefasst, dass sie den Saal verliessen. Dies, obwohl der Name Hayek nicht gefallen war, wengleich er in den ausgesprochenen Ideen lebendig war.

Gottesdienst unter Gleichgesinnten

Dass er nichts an der Fähigkeit zur Provokation eingebüsst hat, zeigte Klaus auch in Obergurgl. Dem deutschen Medienwissenschaftler Norbert Bolz, der nach ihm sprach und die Auffassung vertrat, dank der neuen Medien nehme der Einfluss des Staates ab, warf Klaus vor: «Alles, was Sie gesagt haben, ist für mich Neomarxismus.» Was er mit diesem Vorwurf genau meinte, verriet Klaus nicht.

Überhaupt wirkte der tschechische Präsident, der als Privatperson ohne nennenswerten Personenschutz nach Österreich gekommen war, eher unwirsch. Erst vor wenigen Wochen hatte er in Prag die Mont-Pelerin Society willkommen geheissen – einen Zusammenschluss von liberalen Wissenschaftlern, der unter anderem von Friedrich August von Hayek und Wilhelm Röpke gegründet worden war. Teilnehmer des Anlasses störte der «Gottesdienst-Charakter» der Zusammenkunft.

Des Eindrucks, dass hier eine Art Gottesdienst unter Gleichgesinnten stattfand, konnte sich Václav Klaus auch im Tirol nicht erwehren. Die Teilnehmer waren vor allem in Kreisen der Berliner Friedrich-August-von-Hayek-Gesellschaft bekannte Personen aus Wissenschaft und Medien.

Klaus redete den anwesenden Liberalen ins Gewissen: Schöne Treffen an angenehmen Orten allein genühten nicht. «Wir müssen uns fragen: Sind wir wirklich unzufrieden, oder fühlen wir uns in unserer Nische am Rande der Gesellschaft eigentlich ganz wohl?» Er selbst sei überaus unzufrieden und tue nicht nur so. Als Antrieb seines eigenen Einsatzes beschrieb Klaus seine «sehr tiefe Enttäuschung» darüber, was aus den Hoffnungen der frühen 1990er Jahre geworden sei: Anstatt dass sich Europa zu einem Garanten der Freiheit entwickelt habe, bedrohe es diese zusehends. Die Massnahmen zur Bewältigung der Euro-Krise (Wirtschaftsregierung und Bankenunion) verstärkten den Zentralismus und entfremdeten die Bevölkerung von Europa. Das Volk sei nämlich viel vernünftiger als die Medien und ein Grossteil der Politik. Der Liberalismus habe einfache Argumente auf seiner Seite. «Ich spreche immer so, dass ich es selber noch verstehe.» Sprach es und wurde im Auto zurück auf die Burg nach Prag gebracht.

Den diesjährigen Eklat des Hayek-Colloquiums erlebte Klaus somit nicht mehr mit: Der Chefökonom der Bank Austria brach bei einer Tischrede eine Lanze für die Rettungspolitik der Europäischen Union. ○

Bester Deutschschweizer Wein an der Expovina 2012



Peter Rahm, Weinkellerei Rahm, Hallau: «Chardonnay aus angetrockneten Trauben. Komplexes, langes Erlebnis im Gaumen.»
CHF 39.– (75 cl)
www.weinkellerei-rahm.ch



Sehnsucht nach Harmonie

In Deutschland herrscht ein neues Spiessertum. Seine stärkste Waffe ist die machtvoll auf Konsens getrimmte öffentliche Meinung. Der Konformismus von heute entspricht den Wunschbildern der Jugendkultur von gestern. Die Hippies haben gewonnen. *Ein Essay von Michael Miersch*

Es sind immer die Gleichen: die Schauspielerin auf Peta-Mission, der Popsänger mit Greenpeace-Botschaft, die Ethik-Discounter der Gattung Geissler-Kässmann-Precht-Wickert und die Orient-Auguren vom Schlage Scholl-Latour, die uns erklären, dass der Araber ganz anders ist.

Die Bühne der deutschen Öffentlichkeit wird von einer gesinnungsethischen Muppets-Truppe bespielt. Das Publikum will es so. Den meisten Applaus kriegt, wer die Empörungsgemeinschaft bedient. «Wir brauchen eine andere Zukunft!» Die Phrase des bayerischen Knödelbarden Konstantin Wecker bringt auf den Punkt, was man sagen muss, um angesagt zu sein: «Eine menschliche, solidarische, eine Zukunft nicht gegen die Natur, sondern im Einklang mit der Natur, eine Zukunft, in der auch die Reichen einsehen, dass Schluss sein muss mit dieser unersättlichen Gier, eine weibliche Zukunft.» Der perfekte Talkshow-Auftritt.

Als Quelle der tödlichen Seuche stellten sich Bio-Sprossen einer ägyptischen Bio-Farm heraus.

Geistige Wellness dieser Sorte ist jedoch kein isoliertes Talkshow-Phänomen. Die Vertreter der Deutungsberufe befördern den Zeitgeist auf Theaterbühnen und Kinoleinwände, in die Klassenzimmer, Gemeindehäuser und Redaktionsstuben. Dort offerieren sie ökosozial-pazi-feministische Gesinnungsmodule, die so praktisch und bequem sind wie Ikea-Möbel. Ihr Publikum hat das Misstrauen gegen den Kapitalismus, die Atommafia, Amerika und «die da oben» bereits mit der deutschen Muttermilch aufgesogen. Den Rest besorgten die Jugendbücher von Gudrun Pausewang und die *Süddeutsche Zeitung*. Als stetiger Begleitchor der Kohl-Schröder-Merkel-Jahre schufen die Deutungsberufe ein geistiges Leitmotiv, das resistent ist gegen alle Politikwechsel.

Die angesagten Denkweisen und Gesinnungen sind so obligatorisch wie Rauchverbote und Mülltrennung. Es werden keine politischen Alternativen mehr diskutiert, sondern nur noch geringfügige Abwandlungen der gleichen Rezepte auf Basis der gleichen Prämissen. Ob die Prämissen stimmen, fragt keiner mehr.

Bei bestimmten Themen erreicht die Gemeinschaft der Gutmeinenden nahezu hun-

dert Prozent. Etwa beim Irakkrieg 2003. Da waren sich Grüne und Schwarze, Alte und Junge, Arme und Reiche einig, dass George W. Bush schlimmer ist als Saddam Hussein. Wer anders dachte, wurde als Kriegshetzer ausgegrenzt.

Eine ähnlich aufgeladene Stimmung erfasste das Land im Jahr 2007 vor der damaligen Klimakonferenz auf Bali. In allen Gazetten und auf allen Kanälen dräute der Weltuntergang. *Bild* titelte: «Unser Planet stirbt! Jetzt amtlich.» Und kurz darauf: «Wir haben noch elf Jahre.»

Ganz ähnlich war es im Frühjahr 2011, nachdem durch ein Erdbeben und einen Tsunami über 15 000 Japaner ihr Leben verloren hatten. Neben vielen anderen Desastern führte die Naturkatastrophe auch zu einem schweren Unfall im Atomkraftwerk Fukushima, auf den sich die öffentliche Aufmerksamkeit in Deutschland konzentrierte. Wieder gab es nur noch eine Meinung: Alle Atomkraftwerke müssten sofort abgeschaltet werden. Obwohl durch die Havarie des japanischen Atomkraftwerks kein einziger Mensch eine tödliche Strahlendosis abbekam, las und hörte man in den Talkshows unentwegt Bekenntnisse wie das der Schauspielerin Renan Demirkan: «Fukushima ist Völkermord, und ich bin gottfroh, das ist eine der Freuden, dass die Bundesrepublik aussteigen wird aus der Kernenergie. Ich bin gottfroh darüber, trauere natürlich um die Verstrahlung, sinnlose Verstrahlung von Menschen.»

Und noch etwas passierte im Jahr 2011, was man nur mit der ideologisch getrüben Brille des Zeitgeistes erklären kann. Während es bei dem Atomdesaster keinen einzigen Strahlentoten gab und man in Deutschland überhaupt keine radioaktiven Folgen von Fukushima zu spüren bekam, starben 53 Menschen an einer Darminfektion durch EHEC-Bakterien. Über 800 mussten intensivmedizinisch behandelt werden, insgesamt hatten sich fast 4000 Menschen an dem Keim angesteckt. Als Quelle der tödlichen Seuche stellten sich Bio-Sprossen heraus, deren Samen aus einer ägyptischen Bio-Farm stammten und die von einem deutschen Bio-Betrieb weiterverarbeitet und an die Endverbraucher geliefert worden waren. Die Aufregung darüber fiel eher milde aus. Der Konsum von Bio-Waren stieg im Jahr 2011 nach einem leichten Rückgang in den Vorjahren wieder an. Während es also Konsens war, aus der Atomenergie auszusteigen, wurde nicht

einmal die Frage aufgeworfen, ob man die Subventionen für den Bio-Landbau überdenken sollte.

Dass Zweifel an bestimmten Prämissen kaum noch vorkommen, ist nicht das Werk von Zensurinstanzen oder einer finsternen Verschwörung. Eine Art kollektive Selbstgleichschaltung ist am Werk. Niemand verbietet, anders zu denken. Wer anders denkt, hat auch keine ernsthaften Nachteile zu befürchten. Jeder kann sich am Bahnhofskiosk ausländische Zeitungen kaufen oder sich auf kritischen Websites im Internet informieren. Informationen, die den Konsens in Frage stellen, sind leicht erhältlich. Aber kaum jemand greift zu. «Die Sehnsucht nach Konsens und Harmonie» sei in Deutschland besonders stark ausgeprägt, diagnostiziert Michael Reder, Professor für praktische Philosophie in München.

Was gehört zum grossen deutschen Konsens? Worin sind sich alle einig: von der CDU bis zur Partei «Die Linke», von den Katholiken bis zu den Anthroposophen, von der *Bravo* bis zur *Brigitte*, von Arte bis RTL 2? Fünfzehn Beispiele:

1 — Frieden über alles

Deutsch sein heisst unbedingt und immer gegen Krieg sein (zumindest seit 1945). Das ist die oberste Maxime, der grösste gemeinsame Nenner. Auch nur abzuwägen, ob in bestimmten Situationen ein kriegerisches Eingreifen die humanere Option wäre und Menschenleben retten könnte, gilt als durch und durch unmoralisch. Krieg ist immer falsch. Dieser Fundamentalpazifismus ist durchaus verständlich, denn durch die Lage des Landes mitten in Europa spielten sich Kriege in der Vergangenheit häufig vor der Haustür ab und hinterliessen gewaltige Zerstörungen. Andererseits steht diese Haltung in einem merkwürdigen Widerspruch zur zweitwichtigsten deutschen Grundüberzeugung: Nie wieder! Nie wieder soll die nationalsozialistische Weltanschauung, sollen Antisemitismus und Rassenhass in Deutschland zur Macht gelangen. Doch die Herrschaft Hitlers wurde durch einen Krieg beendet und nicht durch Lichterketten.

2 — Der Markt ist böse

Offene Verfechter des Kapitalismus kann man in Deutschland an einer Hand abzählen. Der Markt wird als zersetzende Kraft betrachtet, die Ungleichheit und Ungerechtigkeit schafft. >>>



Konsensmeinungen werden wie Tatsachen behandelt.

Der Staat habe die Aufgabe, für wirtschaftliche Gerechtigkeit zu sorgen. Darin sind sich Sozialisten und Konservative im Grundsatz einig. In den Worten von Bayerns Ministerpräsident Horst Seehofer (CSU): «Markt pur ist Wirtschaft pervers!»

3 — Reichtum ist unmoralisch

Einigkeit, das zeigen Umfragen, herrscht auch darüber, dass es in Deutschland ungerecht zugeht und für die Armen nicht genügend getan wird. Bewunderung für erfolgreiche Unternehmer gilt als degoutant, selbst wenn diese für jedermann erlebbare Vorteile bewirkt haben, wie etwa billige Lebensmittel oder erschwingliche Computer. Es gilt der Grundsatz: Kein Mensch ist an seiner Armut selbst schuld, und wer reich ist, hat den anderen etwas weggenommen. Gerechtigkeit bedeutet Umverteilung. Oder wie es neuerdings heisst: «Um-fair-teilung».

4 — Der Westen ist an allem schuld

Über ein halbes Jahrhundert nach der Entkolonisierung gehört es zum guten Ton, für alle Übel dieser Welt Europäer und Nordamerikaner verantwortlich zu machen. Egal, ob ein Diktator die Opposition massakriert oder ein korrupter Herrscher sein Volk verhungern lässt: Alles ist eine Spätfolge des Kolonialismus und der westlichen Überheblichkeit. Der

frühere CDU-Politiker und Burda-Manager Jürgen Todenhöfer formuliert es so: «Hauptursache des globalen Terrorismus ist die seit Beginn des westlichen Kolonialismus nie endende, entwürdigende Ungerechtigkeit des Westens gegenüber der muslimischen Welt.»

5 — Amerikaner sind dumm und gewaltsüchtig

Wer behauptet, Türken oder Tunesier seien dumme Tölpel, ungebildet, grob und aggressiv, verliert auf der Stelle jegliche Reputation und entlarvt sich selbst als übler Rassist. Das Gleiche darf man aber über Amerikaner unwidersprochen in jeder Talkshow sagen. Dass die amerikanischen Regierungen aus kriegslüsternen Rabauken bestehen, die an den Fäden des Big Business hängen, versteht sich von selbst. Die Republikanische Partei ist aus Sicht deutscher Journalisten eine semifaschistische Organisation.

6 — Der Störenfried im Nahen Osten heisst Israel

Die Verachtung Amerikas paart sich mit einer ausgeprägten Israel-Obsession. Wenn Grossschriftsteller Günter Grass das einzige freie Land im Nahen Osten als «Gefahr für den Weltfrieden» bezeichnet, weiss er eine Mehrheit hinter sich. In der Verurteilung Israels ist man in Deutschland ebenso engagiert wie bei den Schuldbekennnissen und Betroffenheitsritualen, die im Gedenken an die von Deutschen ermordeten Juden veranstaltet werden. Die wohlmeinenden Ratschläge zur Selbstaufgabe Israels werden zumeist mit den Worten eingeleitet, man dürfe ja nichts gegen Israel sagen, aber einmal müsse es sein.

7 — Der Umwelt ging es noch nie so schlecht wie heute

In wenigen Ländern war Umweltschutz so schnell so erfolgreich wie in Deutschland. Luft und Wasser sind weitaus sauberer als zu Urgrossmutterzeiten. Die Schadstoffablagerungen im menschlichen Körper nehmen seit Jahrzehnten ab. Der Wald wächst und nimmt mehr Fläche ein als vor hundert oder zweihundert Jahren. Dutzende verlorengelaubter Tierarten kehren zurück. Die Zahl der geschützten Naturgebiete hat sich vervielfacht. Dies wäre eigentlich ein Grund, stolz auf diesen Erfolg zu sein. Doch das Gegenteil ist der Fall: Viele Menschen glauben, der Umwelt sei es noch nie so schlecht wie heute gegangen. Der prominente Dirigent Enoch Freiherr zu Guttenberg war beispielsweise im Jahr 2011 der festen Überzeugung: «Wir fahren mit Vollgas in die Katastrophe. Mit jedem Drücker auf den Lichtschalter, mit jedem Tritt aufs Gaspedal, mit jeder Übersee-reise im Flugzeug nehmen wir unseren Kindern und Enkelkindern Lebensqualität und möglicherweise sogar das Leben.»

8 — Wir stehen kurz vorm Weltuntergang
Mittlerweile hat die Angst vor einer Klimakatastrophe das Umweltthema überlagert. Auch beim Klima gilt: Alles, was vom Konsens abweicht, ist dumm oder Propaganda der Öl- und Kohlelobby. Wenn nicht drastische Massnahmen ergriffen werden, so der Kanon, wird die Welt an der Klimaerwärmung zugrunde gehen. «Ein <Weiter so> gibt es nicht», warnte die Kanzlerin, «der Klimaschutz ist die grösste Herausforderung des 21. Jahrhunderts.» Der Glaube an eine nahende Klima-Apokalypse paart sich häufig mit nationalem Avantgardebewusstsein. Nicht nur Angela Merkel ist davon überzeugt, Deutschland sei das grosse Vorbild der Welt in Sachen Klimaschutz oder sollte es zumindest sein.

Die Klima-Angst umgibt ein «protestantisch geprägter Medien-Alarmismus» (Reinhard Mohr), der auch in ökonomischen Krisen voll zum Zuge kommt. Es ist stets fünf vor zwölf. Totales Umsteuern ist das Mindeste, was geschehen muss, und zwar sofort. «Entweder die Welt explodiert», warnte Heiner Geissler (CDU), «oder wir schaffen eine neue Ordnung.» Der Untergang durch Waldsterben, Atomstrahlen, Klimakatastrophe, Finanzkrise, Rinderwahnsinn und andere Gefahren steht immer unmittelbar bevor. Es gibt in Krisen kein Innehalten, keine Reflektion, nur das anschwellende Sirenengeheul des Grossalarms. Sachlichkeit und sprachliche Mässigung gelten als unmoralisch, Skepsis als kriminell. Zukunftsoptimismus ist aus deutscher Sicht eine amerikanische Geisteskrankheit.

9 — Atomkraft? Nein danke! Gentechnik? Pfui Teufel!

Die Angst vor der grossen Katastrophe paart sich mit tiefem Misstrauen gegen technischen Fortschritt. Atomkraft und grüne Gentechnik sind indiskutabel. Die Chemieindustrie wird mit Argwohn betrachtet. Es gilt als ausgemacht, dass der technische Fortschritt das grösste Risiko unserer Zeit darstellt. Aufgabe des Staates ist es, dem technischen Fortschritt enge Grenzen zu setzen. Wer an diesem Paradigma zweifelt, gilt als Vertreter des sogenannten Machbarkeitswahns, einer vergangenen Geisteshaltung, die vom Untergang der «Titanic» bis zum Atomunfall von Fukushima nichts als Not und Zerstörung gebracht habe. Deswegen wurde über die Energiezukunft Deutschlands von einer Ethikkommission entschieden, in der Bischöfe, Soziologen und Philosophen das Sagen hatten.

10 — Die Natur ist gut ...

Der liebenswerte Antagonist der Technik ist die Natur. Was aus der Natur stammt, gilt stets als rein und ungefährlich. Man soll sich die Natur zum Vorbild nehmen. Naturstoffe,

LERNEN SIE CROSS- MULTIMEDIA.

Visual Multimedia Editors sind wahre Alleskönner. Sie agieren zwischen Layoutern, Journalistinnen, Fotografen, Illustratorinnen und Art Directors, sie arbeiten im Schnittpunkt von Text/Bild/Gestaltung sowie von Print und Online. Bei ihnen laufen alle Fäden des modernen Journalismus zusammen. Unser Studiengang Visual Multimedia Editor bereitet Sie fundiert auf diese Anforderungen vor. Für Information rufen Sie uns einfach an, schicken eine E-Mail, besuchen unsere Website. Oder alles gleichzeitig.

maz

DIE SCHWEIZER JOURNALISTENSCHULE

Murbacherstrasse 3, 6003 Luzern, 041 226 33 33
office@maz.ch, www.maz.ch

Naturmedizin und natürliche Nahrungsmittel gelten als ganz besonders wertvoll. Hochangesehen sind auch Naturvölker, denen wir viele besonders tiefe Erkenntnisse und Weisheiten verdanken.

11 — ... aber es gibt keine natürlichen Unterschiede zwischen Menschen

Andererseits gibt es zentrale Bereiche des menschlichen Lebens, in denen der Hinweis auf die Natur tabuisiert ist. Etwa in der Genderfrage: Wer von natürlichen Unterschieden zwischen Männern und Frauen spricht, gilt als reaktionärer «Biologist». Völlig verpönt ist die Feststellung, Intelligenz sei zum Teil vererblich. Obwohl auch dies wissenschaftlicher Konsens ist. Wer sagt, dass es natürliche Unterschiede in der Intelligenz gibt, ist fast schon ein Nazi.

12 — Alle sind gleich, nur Frauen sind gleicher

Der Feminismus und die Gender-Theorie waren in Deutschland ähnlich erfolgreich wie in den meisten westlichen Industriestaaten. Sie gehören zur Staatsräson und sind verbindlich für alle. Wer behauptet, dass die Geschlechter unterschiedliche Fähigkeiten und Bedürfnisse hätten, stellt sich ausserhalb des akzeptierten Diskurses. Wer sagt, dass Männer in irgendeinem Bereich besser sind als Frauen, wird als pathologischer Fall betrachtet.

13 — Jeder hat ein Recht auf Toleranz

Bedingungslose Toleranz gegenüber jedem sozial abweichenden Verhalten ist zum obersten Gebot geworden. Kaum etwas schädigt heute den Ruf mehr als der Vorwurf der Intoleranz. Tolerant sollte man vor allem gegen andere Kulturen sein, die, so der neue moralische Imperativ, stets der abendländischen gleichwertig sind. Zielgruppe der Toleranz sind Minderheiten aller Art, einschliesslich gewalttätiger Krimineller und Terroristen. Antisoziales Verhalten und Gewalt entstehen nur, weil die Täter schlimme Erlebnisse hatten, vornehmlich in ihrer Kindheit. Ihre Taten sind Hilfeschreie. Wer kein intoleranter Spiesser sein will, muss Verständnis dafür aufbringen.

14 — Minderheiten sind bessere Menschen

Werden homosexuelle Lebensgemeinschaften steuerlich benachteiligt? Gibt es genügend muslimische Gebetsräume in Schulen? Reichen die Hilfsangebote für drogensüchtige Arbeitslose? Fragen wie diese beherrschen die deutschen Medien. Überaus selten kommen heterosexuelle, berufstätige, Steuern zahlende und Kinder aufziehende Menschen ohne Migrationshintergrund in der Öffentlichkeit vor. Wer so lebt, gilt als hoffnungsloser Spiesser und wird auf Theaterbühnen und in Fernsehfilmen zum Abschuss freigegeben.

15 — Selbstoptimierung ist Bürgerpflicht
Körperertüchtigung und gesundheitsfördernde Lebensführung werden von jedem Bürger erwartet, wie früher klassische Bildung. Der Staat hat sich unter allgemeiner Zustimmung des Themas Fitness angenommen. Nichtraucherergesetze, Kampagnen für gesunde Ernährung, Förderung des Sports und Prävention gegen Laster aller Art nehmen mittlerweile breiten Raum im politischen Betrieb ein. Gehörte das körperliche Wohlergehen des Einzelnen früher zur Privatsphäre, so wird es heute zunehmend durch Gesetze und Verordnungen geregelt. Dies hat unter anderem die Nebenwirkung, dass man dem Bürger immer weniger zutraut, selbstverantwortlich zu leben, sondern ihn als Objekt staatlicher Betreuung und Fürsorge betrachtet. Eine sachliche Überprüfung der zahlreichen Präventionsmassnahmen findet nicht statt. Das Ziel Gesundheitsschutz entwickelt sich zur Blankovollmacht für staatliche Eingriffe aller Art. Gesundheitsbewusstsein ist zur sittlichen Norm geworden.

Zu den aufgelisteten Themen hat eine erdrückende Mehrheit der Bundesbürger die gleichen oder ähnliche Ansichten, egal, welche Partei sie wählen, wie alt sie sind oder welcher Gesellschaftsschicht sie angehören. Sogar die NPD teilt diesen Kanon und weicht nur in einem Punkt davon ab, der Grundannahme, dass alle Menschen von Natur aus gleich sind. Fast alle Politiker argumentieren auf Grundlage dieser vermeintlichen Gewissheiten, und die Medien setzen sie stillschweigend voraus. Insbesondere die Unterhaltungskultur von «Tatort» bis Kinderkanal transportiert sie unentwegt.

Diese Konsensmeinungen werden wie Tatsachen behandelt. Von ihnen ausgehend, bildet man sich die eine oder andere Meinung. Die Debatte um technischen Fortschritt wird beispielsweise darüber geführt, wie stark man Risiken eindämmen muss. Etwa so: Sollte man die grüne Gentechnik völlig verbieten, oder genügen die bestehenden Einschränkungen? Die meisten Fachleute sagen, dass wir tagtäglich erheblich grössere Risiken akzeptieren als die, die möglicherweise mit grüner Gentechnik verbunden sein könnten. Doch diese Position steht ausserhalb des Konsenses und kommt deshalb fast nie vor.

Der Konformismus von heute entspricht grösstenteils den Wunschbildern der Jugendkultur von gestern. Auf seinem Siegeszug hat der Zeitgeist alles Rebellische abgelegt und ist seinerseits zum affirmativen geworden, der autoritär festlegt, was gesellschaftlich akzeptabel ist. Die aus der Versöhnung der Hippie-Kinder mit ihren Wehrmachtvätern erwachsene grüne Weltanschauung beherrscht die angesagten Altbauviertel der Grossstädte ebenso wie die

ländlichen Solardachsiedlungen. Sie besitzt die moralische Hoheit in Politik, Kirchen, Wirtschaft und vor allem im Kulturbetrieb. Das von ihr geprägte Milieu reicht weit über die Partei Die Grünen hinaus und setzt den verbindlichen Ton für alle.

Ob die öffentliche Meinung sich für oder gegen Nato-Einsätze oder Steuererhöhungen wendet, ob die Deutschen Bio-Karotten lieben oder Atomkraftwerke hassen, wird von einer sozialen Schicht bestimmt, die der amerikanische Journalist David Brooks «Bobos» taufte: Bourgeoise Bohémiens, die geglückte Verbindung von Biedermann und Rebell. Das hat es in der Geschichte noch nie gegeben. Früher musste man sich entscheiden: Revolution oder Bausparvertrag. Heute geht beides zusammen und lässt eine neue Mittelschichtkultur entstehen, die larmoyante Unzufriedenheit mit Risikoscheu und materieller Sicherheit verbindet. Diese neue Spiesserkultur wähnt sich nonkonformistisch. Jeder möchte, dass sich alles radikal ändert – abgesehen von den eigenen Privilegien, versteht sich.

Michael Miersch ist Ressortleiter «Forschung» beim Magazin *Focus* und Autor verschiedener Bücher sowie Dokumentarfilmer.

Sicheres Wohnen im Alter



Hans Egloff, Nationalrat SVP, Zürich

«Die Initiative fördert die Rückzahlung der Hypothekarschulden und ist damit ein Gewinn für unsere Wirtschaft.»



Sicheres Wohnen im Alter

JA

23. September

www.sicheres-wohnen.ch

Komitee «Sicheres Wohnen im Alter», Postfach 8252, 3001 Bern

Der zerbrochene Schmelztiegel

Ein buntes Gemisch der Kulturen und der Religionen prägte einst Aleppo. Der Bürgerkrieg beendete das friedliche Zusammenleben in der syrischen Wirtschaftsmetropole. Innerhalb der Rebellion haben jetzt die Islamisten Aufwind – dank Geld aus den Golfstaaten und der westlichen Untätigkeit. *Von Kurt Pelda*

Glasscherben knirschen unter den Stiefeln und Sandalen der Rebellen. Fast alle Geschäfte des teilweise mit Wellblech überdachten Basars sind geschlossen, die Rollläden verriegelt. In manchen Jalousien klaffen Löcher von Gewehrpatronen und Granatsplittern. Das Grollen der Artillerie, vereinzelt Einschläge von Granaten und das Stakkato automatischer Waffen verstärken den gespenstischen Eindruck in den engen Gassen der Altstadt von Aleppo, wo einst Muslime, Christen und Juden – mehr oder weniger friedlich – auf engstem Raum zusammenlebten. Eine einsame Kaffeebar ist geöffnet, sie gehört einem hinkenden Mann. «Die meisten Juden sind schon vor Jahren nach Israel geflüchtet», sagt der Barista, während er an den Hebeln der Espressomaschine hantiert. «Die Bandara-Synagoge ist ganz in der Nähe, aber es ist gefährlich geworden dort hinzugehen. Überall lauern Heckenschützen der Armee und der Schabiha-Milizen.»

Verängstigte Christen

Abu Abdu ist 44 Jahre alt und stammt als einer der wenigen Rebellen nicht aus dem Umland, sondern aus Aleppo selbst. Vor zwei Monaten hat der bewaffnete Aufstand die Stadt erreicht, und seit damals kämpft Abu Abdu gegen Präsident Assads Streitkräfte. Er kennt sich in dem Gassengewirr bestens aus und weiss, welche Strassenabschnitte von Heckenschützen eingesehen werden. Er gibt meteregenaue Anweisungen, von wo bis wo wir so schnell wie möglich laufen müssen. Aber die wenigen Gehminuten zur alten Synagoge will er nicht riskieren. In dem jüdischen Gotteshaus wurde einst der Kodex von Aleppo aufbewahrt, eines der ältesten Manuskripte des Alten Testaments. Bis zu den Pogromen von 1947, nach dem Uno-Teilungsplan für Palästina, war Aleppo eines der geistigen Zentren des sephardischen Judentums. Danach ging es mit der Jüdischen Gemeinde nur noch bergab. 65 Jahre später folgt nun der Exodus der Christen.

Die Front verläuft quer durch jene Stadtteile, in denen noch vor wenigen Wochen viele Armenier und Aramäer christlichen Glaubens lebten. Tausende von ihnen sollen nun geflohen sein. In den von der Freien Syrischen Armee (FSA) kontrollierten Zonen trifft man jedenfalls kaum noch Christen an. Jenseits der Front, ein paar hundert Meter weiter nordwestlich, ist das anders. Dort befindet sich unter anderem die für ihre Ikonen bekannte maronitische Kathedrale. Ohne Zweifel fürchten sich viele Christen

vor der sunnitisch dominierten FSA und vor Verfolgungen, wie sie im benachbarten Irak stattgefunden haben. Solche Ängste werden vom Regime geschürt, denn nichts käme Assad gelegener als ein Religionskrieg. Abu Abdu sagt denn auch, dass die Regierungstruppen in der Altstadt vor allem die christlichen Armenier bewaffnet hätten. Diese kämpften nun mit den berüchtigten Schabiha-Milizen gegen die FSA. Offenbar werden Christen auch immer wieder Opfer von Geiselnahmen durch Rebellen oder Banditen, die sich als Aufständische ausgeben, wie Aleppos katholische Maristengruppe in einem offenen Brief schreibt.

Ein wichtiger Antrieb der christlichen Fluchtbewegung ist die langsam, aber sicher fortschreitende Zerstörung Aleppos durch die Artillerie und die Luftwaffe des Regime. Wo sich Rebellen eingenistet haben, lässt Assads Antwort nicht lange auf sich warten: Granaten, Raketen und Fliegerbomben auf Wohnviertel. Selbst Kulturschätze sind vor Vergeltungsaktionen nicht sicher. So wurde das Minarett der aus dem frühen 14. Jahrhundert stammenden Mihmandar-Moschee von einer Panzergranate getroffen. Bedrückt zeigt Abu Abdu auf den beschädigten Turm. Ganz unbeteiligt sind die Rebellen allerdings nicht, denn sie nutzen das Gotteshaus als Basis.

Flucht in Wohnblöcke

Es wäre aber falsch zu glauben, dass die Christen, die vor dem Krieg schätzungsweise 15 bis 20 Prozent der Stadtbevölkerung stellten, die einzigen Leidtragenden des Konflikts seien. Viele Gebäude der Altstadt waren früher von Muslimen bewohnt. Einige von ihnen harren noch aus und verstecken sich in ihren Wohnungen. Dort hoffen sie, den Kugeln der Heckenschützen und den Panzergranaten zu entgehen. Als Rückzugsgebiet eignen sich vor allem die gesichtslosen Wohnbauten, die nicht selten acht und mehr Etagen aufweisen. Sie trotzen nicht nur Artilleriegranaten, sondern oft auch grossen Fliegerbomben. Wer sich zuunterst aufhält, hat gute Überlebenschancen.

An einem belebten Verkehrskreisel im östlichen Viertel von Tarik al-Bab wurde zum Beispiel ein fünfstöckiges Eckhaus von einer Bombe getroffen. Die obersten vier Etagen brachen ein, doch ein Spezialitätengeschäft für Kaffee und Tee im Erdgeschoss blieb unversehrt. Der Besitzer steht im weissen Fussballtrikot der englischen Nationalmannschaft hinter dem Ladentisch und erzählt von dem Angriff. Noch

vor der Detonation habe er eine riesige Staub- und Rauchwolke wahrgenommen. Zum Glück sei er im Laden gewesen, denn auf der Strasse und in den umliegenden Häusern hätten Bombensplitter und herumfliegende Trümmer schwere Schäden angerichtet. Gott sei Dank habe ihn das darüber liegende Stockwerk vor der Explosion geschützt.



«Wir brauchen göttliche Gesetze»: Heckenschütze

Tarik al-Bab ist eines der ärmeren und grösstenteils von Sunniten bewohnten Viertel. Es liegt in jener Stadthälfte, die von der FSA kontrolliert wird. Bomben- und Artillerieangriffe sind hier alltäglich, und weil da viele Menschen auf engem Raum zusammenleben, ist die Wirkung verheerend. Ein paar Häuserblöcke entfernt hat eine Fliegerbombe einen riesigen Krater in eine Strasse gerissen und dabei eine Wasserleitung

zerstört. Der Krater wirkt wie ein improvisierter Swimmingpool. Kinder kommen mit Kanistern, um Wasser zu schöpfen. Die nobleren Quartiere im Nordwesten und im Stadtzentrum befinden sich dagegen in der Hand der Regierungstruppen. Granateinschläge sind dort sehr viel seltener, denn die Rebellen verfügen kaum über schwere Waffen. Manchmal landen jedoch schlecht gezielte Geschosse der Armee und der Luftwaffe auch in Stadtteilen, die ausserhalb des Machtbereichs der FSA liegen.

Kampf der Heckenschützen

Wenige Fahrminuten nordwestlich von Tarik al-Bab befindet sich das umkämpfte Viertel Bustan al-Basha. In einem grossen Wohnhaus führt uns ein junger Kämpfer von Zimmer zu

meisselt. Doch seine Gegenspieler auf der anderen Seite hätten zurückgeschossen und ihn um ein Haar getötet, erzählt der junge Mann. Er zeigt auf ein Einschussloch in der Mauer, keinen Meter von seiner Stellung entfernt.

Der Blick durch die kleine Öffnung zeigt die mit Trümmern übersäte Strasse und ein Gebäude, vor dem syrische Regierungsfahnen flattern. An der Fassade ist ein riesiges Assad-Poster angebracht. Sniper entscheidet sich für das Schlafzimmer, wo er sein Gewehr in der Mitte des Raums auf einer Bettkante auflegen kann. Im schummrigen Licht und in der Tiefe des Zimmers versteckt, ist der Schütze von aussen praktisch unsichtbar. An der Wand hängen ein Jesusbild und ein Wimpel mit einem Kreuz und der Aufschrift «Gott ist Liebe». Sniper feuert kurz

Armen am Boden. Er sei von einem Soldaten erschossen worden, meint Sniper. Niemand würde es wagen, die Leiche zu bergen, denn sie liegt im Schussfeld beider Seiten. Einer der Rebellen zeigt ein frisches Video auf seinem Mobiltelefon. Zu sehen ist der Kommandant einer FSA-Einheit, Abu Omar, der auf einer Strasse von Heckenschützen erschossen wurde. Der Mann liegt neben dem Trottoir, gefilmt durch eine Maueröffnung, nur wenige Schritte entfernt. Er hebt den Kopf, sein Mund bewegt sich und spricht das muslimische Glaubensbekenntnis, sein Blick trifft die Kamera, doch niemand kann ihn in Sicherheit bringen. Mit Sicherheit ist das Gewehr immer noch auf den Sterbenden gerichtet. Der Schütze lässt den Mann noch ein paar Minuten leben in der Hoffnung, dass sich ein unvorsichtiger Rebell zu Hilfeleistungen erweichen lässt. Langsam sickert Abu Omars Blut über den Asphalt, bis der zuckende Körper sein Leben ausgehaucht hat.

Die Heckenschützen der Regierung gehen ähnlich vor wie die Rebellen. Sie haben ebenfalls kleine Löcher in Fassaden gemeisselt, meist mehrere nebeneinander, damit man nicht so leicht herausfinden kann, welche Stellung gerade besetzt ist. Bei einer Moschee in der Altstadt sind die Gegner der FSA nicht viel mehr als 70 Meter entfernt. Im obersten Stockwerk eines Hauses sind sechs Löcher auszumachen, fünf von ihnen auf einem Abschnitt von wenigen Metern. Unten bei der Moschee steht ein junger Rebell hinter einem Mauervorsprung, vor dem sich ein brusthoher Sandsackwall befindet. Er hat einen Stock mit einem Spiegel an die Sandsäcke gelehnt und so positioniert, dass er die Stellungen der Heckenschützen im Auge behalten kann. Mit einem Fernrohr blickt er aus der Deckung in den Spiegel. So kann er erkennen, wann eines der Löcher «besetzt» ist. Manchmal wedelt er mit einem Tuch oder wirft ein altes Kleidungsstück auf die Gasse, um die versteckten Schützen zur Schussabgabe zu provozieren. Damit würden sie aber nur ihre Stellung verraten.

Ein korpulenter Kämpfer mit einer schwarzen Baseballmütze schiebt inzwischen den langen Lauf seiner Dragunow durch eine schmale Öffnung zwischen den Sandsäcken. Der Mann mit dem Fernrohr gibt Anweisungen, und der Schütze zielt lange. Dann feuert er ein einziges Mal. Nachdem sich Rauch und Staub verzogen haben, wirft er nochmals einen prüfenden Blick durch das Zielfernrohr und nickt befriedigt. Seine Arbeit scheint erledigt zu sein. Dann macht er sich zur nächsten Rebellenstellung auf, um dort nach dem Rechten zu sehen.

Dschihadisten marschieren auf

Die am heftigsten umkämpften Viertel liegen im Westen Aleppos. Während die FSA im Osten und im Stadtzentrum Geländegewinne erzielt hat, gelang es der Armee im Westen, grosse Teile der Viertel Salahedin und Saif ad-Daula



der Rebellen in einem Gebäude in Aleppo.

Zimmer. Er bittet uns, keinen Lärm zu machen, die Regierungssoldaten seien nur wenige Meter entfernt. Der Mann nennt sich Sniper (englisch für «Scharfschütze»). Dem Namen wird er mit seinem exsowjetischen Zielfernrohrgewehr vom Typ Dragunow gerecht. Das Fenster im Wohnzimmer hält Sniper für zu riskant, weil es zu leicht einsehbar sei. Deshalb hat er daneben ein Loch in die Hauswand ge-

hintereinander drei Schüsse ab, sichert das Gewehr und macht sich aus dem Staub. Seine Gegner bleiben die Antwort schuldig – diesmal.

Im Nachbargebäude haben die Rebellen Öffnungen in die Mauern geschlagen, denn der Hauseingang befindet sich im Sichtfeld von Heckenschützen. Durch einen Fensterspalt erkennt man einen Hof, eine Regierungsflagge und einen toten Zivilisten mit ausgestreckten

zu erobern. Südlich davon haben sich die Rebellen im Sukkari-Quartier verschanzt. Eine Aufklärungsdrohne fliegt in grosser Höhe ihre Runden. Manche Aufständische meinen, dass der Iran Assad die Drohnen geliefert habe. Teheran gab soeben erst offiziell zu, dass Militärberater seiner Revolutionswächter in Syrien tätig seien. Regelmässig ist in Sukkari der Knall von Panzerkanonen zu hören. Kurz danach fauchen die Granaten über die Hausdächer und schlagen krachend ein.

An eine Hauswand gelehnt steht Abu Yahya, ein 27-jähriger Algerier, der eigentlich im französischen Grenzgebiet zur Romandie lebt und eineinhalb Jahre in der Nespresso-Fabrik im schweizerischen Orbe gearbeitet hat. Abu Yahya ist ein Pseudonym, seinen richtigen Namen will der Algerier nicht nennen. Er sei von Frankreich über Istanbul nach Nordsyrien gereist. Im Städtchen Asas habe man ihn eine Woche lang an der Waffe ausgebildet. «Ich bin hierhergekommen, um meine Glaubensbrüder zu unterstützen», sagt Abu Yahya. Ihm gehe es letztlich darum, in Syrien einen islamischen Staat zu errichten, in dem Gottes Gesetze alle Bereiche des Lebens regelten. «Wir brauchen göttliche Gesetze und nicht vom Menschen gemachte», sagt der freundliche Dschihadist, der nicht fotografiert werden möchte.

Abu Yahya gehört zu einer salafistischen Kampfgruppe, die sich Kataib al-Ahrar asch-

Scham nennt, was frei übersetzt so viel wie «Bataillone der freien Syrer» heisst. Diese Gruppe, die vielleicht ein paar hundert Kämpfer umfasst, ist nicht Teil der FSA. Es gebe hier viele ausländische Kämpfer, fügt Abu Yahya hinzu. Besonders viele kämen aus Saudi-Arabien, aber auch aus Libyen oder Tunesien, und selbst ein Sudanese befinde sich unter ihnen. Der Algerier zeigt auf einen schmalen Jüngling, gerade einmal 18 Jahre alt, einen Libyer aus Misrata. Von den rund 20 Kämpfern der Gruppe kommen somit mindestens deren zwei aus dem Ausland. Das Nesthäkchen des Kom-

Mit Zurückhaltung erreicht man genau das Gegenteil von dem, was man eigentlich erreichen will.

mandos ist der vielleicht 13-jährige Hassan, der allerdings behauptet, 16 Jahre alt zu sein. Er spielt an einem Computer Kriegsspiele.

Im Gegensatz zu Ahrar asch-Scham ziele eine andere islamistische Kampfgruppe namens Dschabat an-Nusra auf die Errichtung eines islamischen Kalifats ab, das die ganze Levante plus den Irak umfasse. Dschabat an-Nusra hat in Aleppo schon Selbstmordattentate auf militärische Ziele verübt. Ahrar asch-Scham setzt auch Bomben und Sprengfallen ein, ist bisher aber nicht bei Selbstmordanschlägen in Er-

scheinung getreten. Zweifellos hat die Gruppe die Technik zum Bau von Bomben von Kämpfern übernommen, die mit al-Qaida im Irak gegen die Amerikaner kämpften. An einem der Autos flattert eine schwarze Fahne, eine getreue Nachbildung der irakischen Qaida-Flagge.

Einer der wenigen Kämpfer über dreissig ist Abu Ali aus Asas, ein netter, an beiden Armen tätowierter Kerl. Auf den Rummel um das amerikanische Mohammed-Video angesprochen, brummt Abu Ali, dass die antiwestlichen Demonstranten besser für Syrien auf die Strasse gingen. Dass sich Männer wie Abu Ali von Ahrar asch-Scham und ähnlichen Islamisten-Gruppen angezogen fühlen, hat weniger mit religiösem Fanatismus zu tun als mit der Tatsache, dass solche Formationen dank Finanzhilfe aus arabischen Golfstaaten vergleichsweise gut ausgerüstet sind.

Die Präsenz von Dschihadisten unter den Rebellen ist ein wichtiger Grund, warum der Westen zögert, die Revolution tatkräftig zu unterstützen. Zugleich ist es aber die westliche Untätigkeit, die auch gemässigte Syrer in die Arme der Extremisten treibt. Immerhin können die Bärtigen Waffen und anderen Nachschub besorgen. So entpuppt sich das westliche Zaudern immer mehr als eine sich selbst erfüllende Prophezeiung: Die Zurückhaltung von Europa und Amerika bewirkt genau das Gegenteil von dem, was man in Syrien eigentlich erreichen will. ○



SPILLMANN / FLEISS / LEO BURNETT

{S.A.J.V.}
{C.S.A.J.}



Hilfende, Neutrale Schweiz

Bündelung der Schweizerischen
Öffentlichen Medienanstalten
SRG SSR, SRF, SRF2, SRF3, SRF4, SRF8, SRF9, SRF10, SRF11, SRF12, SRF13, SRF14, SRF15, SRF16, SRF17, SRF18, SRF19, SRF20, SRF21, SRF22, SRF23, SRF24, SRF25, SRF26, SRF27, SRF28, SRF29, SRF30, SRF31, SRF32, SRF33, SRF34, SRF35, SRF36, SRF37, SRF38, SRF39, SRF40, SRF41, SRF42, SRF43, SRF44, SRF45, SRF46, SRF47, SRF48, SRF49, SRF50, SRF51, SRF52, SRF53, SRF54, SRF55, SRF56, SRF57, SRF58, SRF59, SRF60, SRF61, SRF62, SRF63, SRF64, SRF65, SRF66, SRF67, SRF68, SRF69, SRF70, SRF71, SRF72, SRF73, SRF74, SRF75, SRF76, SRF77, SRF78, SRF79, SRF80, SRF81, SRF82, SRF83, SRF84, SRF85, SRF86, SRF87, SRF88, SRF89, SRF90, SRF91, SRF92, SRF93, SRF94, SRF95, SRF96, SRF97, SRF98, SRF99, SRF100

swisscom

Jugendsession
Session des jeunes
Sessione dei giovani
Session de jeunes

15.-18. NOVEMBER: JUGENDSESSION

MELDE DICH AN AUF WWW.JUGENDSESSION.CH

Politikerin und pflichtbewusste Ehe-Darstellerin

Eleanor Roosevelt beeinflusste die amerikanische Politik, wie es nach ihr nur Hillary Clinton tat. Auslöser für ihre politische Aktivität war der Ehebruch ihres Mannes. Von Beatrice Schlag

Eleanor Roosevelt war 33 und seit 13 Jahren verheiratet, als sie 1918 entdeckte, dass ihr Mann sie betrog. Franklin Delano Roosevelt, damals Staatssekretär im Marineministerium, war krank von einer Europareise zurückgekehrt. Als beflissene Ehefrau hatte sie ihn ins Bett geschickt und seine Koffer ausgepackt. Dabei fand sie Liebesbriefe von Lucy Mercer, ihrer Sekretärin, an ihren Mann. Lucy Mercer war wesentlich jünger und attraktiver als sie. Eleanor Roosevelt hatte mit zwanzig geheiratet und fünf Söhne und eine Tochter geboren. Für Mode interessierte sich die Nichte von Präsident Theodore Roosevelt nicht. Mit dreissig sah sie aus wie eine gutgelaunte Matrone, was sie nicht zu kümmern schien. Der Roosevelt-Clan, dem sie und Franklin entstammten, war New Yorker Aristokratie, reich und gebildet. Der Ehebruch, sagte sie, habe ihr den Boden unter den Füßen weggezogen.



Sie war dem Mann, den sie seit ihrer Kindheit kannte – er war ein Cousin fünften Grades –, eine loyale Ehefrau gewesen. Sex, sagte sie einmal zu ihrer Tochter Anne, sei eine Bürde, die man tragen müsse. Der Ehebruch änderte alles. Eleanor bot die Scheidung an. Sie wusste, dass Franklin Präsident werden wollte. Als geschiedener Mann wäre er chancenlos. Sie stellte harte Bedingungen: keinen ehelichen Sex mehr, keinerlei weitere Kontakte zu Lucy Mercer. Dafür würde sie an seiner Seite bleiben. Er zögerte. Seine Mutter drohte, ihn zu enterben.



Das Geld war kein Problem. Sowohl er wie seine Frau hatten genug Vermögen, um auch ohne Erbe in Luxus zu leben. Aber sein politischer Ehrgeiz war grösser als die Liebe. Also stimmte er dem Abkommen zu. Seine Beziehung mit Lucy Mercer führte er heimlich weiter. Als er während seiner vierten Amtsperiode als Präsident 1945 in Warm Springs, Georgia, an einer Gehirnblutung starb, war sie bei ihm. Eleanor erfuhr in Washington von seinem Tod und davon, wer an seinem Sterbebett gesessen hatte. «Er wäre vielleicht mit einer völlig unkritischen Frau glücklicher gewesen», schrieb sie, «aber dazu war ich nie fähig. Das musste er bei anderen finden.»



Erst einmal bedeutete das Abkommen für Eleanor Roosevelt, dass sie nun Partner auf

Augenhöhe waren. Nach aussen blieb sie sein Leben lang die zuverlässige Ehefrauen-Darstellerin. Und als er 1921 an Kinderlähmung erkrankte, die ihn schliesslich in den Rollstuhl zwang, wich sie nicht von seiner Seite. Sie redete dem von der Krankheit entmutigten Mann zu, wieder in die Politik zurückzukehren. Gleichzeitig entdeckte sie ihre eigene Faszination für Politik. Behutsam tastete sie sich mit Hilfe von Roosevelts Beratern in die Männer-



48 Ehrendoktor-Titel: Präsidentengattin Roosevelt.

domäne vor. «Frauen sind wie Teebeutel», sagte sie später über jene Zeit, «wir wissen nicht, wie stark wir sind, bevor wir ins heisse Wasser getaucht werden.»



1928 wurde Roosevelt, der wie Eleanor im Gegensatz zum republikanischen Präsidenten Theodore Roosevelt ein entschiedener Demokrat war, zum Gouverneur von New York, fünf Jahre später zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt. Eleanor setzte sich, wie schon in den Jahren zuvor, energisch für Menschenrechte, für die Unterstützung berufstätiger Frauen und die Gleichberechtigung von Schwarzen ein. Als erste First Lady hielt sie wöchentliche Pressekonferenzen ab, schrieb eine tägliche Zeitungskolumne und reiste allein

durch das von der «Great Depression» gebeutelte Land, sprach vor Gewerkschaftern, Arbeitslosen, Schwarzen. Ihr Mann unterstützte sie nach Kräften, obschon er gelegentlich ihr fehlendes politisches Feingefühl bemängelte.



Ihre Parteifreunde feierten sie als «Franklins linkes Gewissen», ihre Gegner verhöhnten sie. «Letzte Woche war Eleanor wie immer unterwegs», schrieb in den dreissiger Jahren die *Alabama Sun*, «aber natürlich unterbrach sie ihre Reise in Newark, New Jersey, wo gerade ein Klüngel Neger am Feiern war. Und natürlich musste sie sich mit einem Nigger fotografieren lassen.» Der New Deal, mit dem die Roosevelts die USA aus der Wirtschaftskrise führen und Minderheiten stärken wollten, war den Republikanern verhasst. Dennoch wurde FDR als einziger Präsident der USA dreimal wiedergewählt. Die gesetzliche Amtszeitbeschränkung auf acht Jahre wurde erst 1951 ratifiziert.



Nach Roosevelts Tod ernannte sein Nachfolger Harry S. Truman die Ex-First-Lady zur Präsidentin der vorbereitenden Uno-Menschenrechtskommission. Sie spielte bei der Verfassung der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte, die 1948 angenommen wurde, eine entscheidende Rolle und wurde als erste Vertreterin der USA in die Uno-Menschenrechtskommission nach Genf entsandt. 2008 enthüllte Micheline Calmy-Rey eine Gedenktafel zu ihren Ehren.



Politische Ämter in den USA, für die sie – inzwischen mit 48 Ehrendoktor-Titeln gewürdigt – immer wieder als Kandidatin vorgeschlagen wurde, lehnte Eleanor Roosevelt ab. Ihr Sohn James sagte, sie habe davor Angst gehabt. 1960 wurde sie unter Präsident Kennedy Beraterin des Friedenskorp. Im gleichen Jahr erlitt sie einen Autounfall, von dem sie sich nicht erholte. Am 10. November 1962 wurde sie im Beisein von John F. Kennedy, Dwight D. Eisenhower und Harry S. Truman in New York neben ihrem Mann begraben.

Serie: Jede Woche porträtiert die *Weltwoche* eine amerikanische Präsidentengattin. Nächste Ausgabe: Betty Ford

Die Abrechnung der Bettina Wulff

Die Ehefrau des ehemaligen deutschen Bundespräsidenten Christian Wulff wollte mit einem Buch über seine Amtszeit zurück ins Rampenlicht. Es war keine gute Idee.

Von *Beatrice Schlag*



«Ein Stück weit entfernt»: Christian und Bettina Wulff bei seiner Rücktrittserklärung.

Spätestens ab Seite 199 ist es unmöglich, Bettina Wulff zu mögen. Sie beschreibt dort den Tag vor sieben Monaten, als ihr Mann nach nur neunzehn Monaten Amtszeit zurücktrat. Die Vorwürfe in den Medien, er habe Gratisferien und private Vorzugskredite nur dank seines Amtes angeboten bekommen und akzeptiert, waren so schwer wiegend, dass die Staatsanwälte die Aufhebung seiner Immunität beantragten. Christian Wulff bestritt die Vorwürfe und entschloss sich dennoch zum freiwilligen Rücktritt. Ob es zur Anklage wegen Vorteilsnahme kommt, wird in den nächsten Wochen entschieden.

Vermutlich gehörte die dreieinhalbminütige Rücktrittsankündigung an jenem 17. Februar zu den härtesten und demütigendsten Momenten in Christian Wulffs Leben. Nicht zuletzt deswegen, weil die Frau, von der er sagt, er liebe sie abgöttisch, entschieden hatte, für alle sichtbar auf Distanz zu ihm zu gehen. «Mich nervte der Gedanke», schreibt die 38-Jährige in ihrem Buch «Jenseits des Protokolls», «dass ich mich vor die Masse an Journa-

Es gibt einen einzigen respektablen Grund für Bettina Wulffs grosse Wut.

listen stellen musste, die zu wenig unterschied zwischen mir und meinem Mann. Natürlich waren Christian und ich in Berlin ein Team. Aber deswegen wollte ich mich nicht selbstverständlich als untrennbares Doppelpack über einen Kamm scheren lassen. Gerade auch deswegen nicht, weil ich doch sowieso nichts sagen durfte. Warum sollte ich mich da mit hinstellen? Dass ich also tatsächlich mit hinausgegangen bin und mich noch einmal der Öffentlichkeit als Frau des Bundespräsidenten präsentierte, habe ich in erster Linie für meinen Mann getan. Ganz bewusst aber stellte ich mich ein Stück weit entfernt von Christian, um so zu zeigen: Ich bin eine eigenständige, selbständige Frau.»

Der Mann bleibt im Regen stehen

Den eigenen Mann mit seiner Scham im Regen stehenzulassen, ist nicht eigenständig, sondern mies. Die schnoddrige Sprache, die Bettina Wulff möglicherweise für cool hält, verstärkt den Eindruck. Solche Abrechnungen veröffentlichen verletzte Frauen manchmal nach der Scheidung. Was aber treibt eine Ex-

First-Lady, die nach wie vor mit ihrem Ehemann zusammenlebt, ein halbes Jahr nach seinem Rücktritt dazu ihre weder für ihn noch sie schmeichelhafte Sicht der Dinge in die Medien und Buchläden zu tragen? Bettina Wulff hatte es offenbar so eilig, der Öffentlichkeit ihre Person in Erinnerung zu rufen, dass sie nicht einmal abwartete, wie die Staatsanwaltschaft entscheidet. Obwohl sie, falls keine Anklage gegen den inzwischen nicht mehr von Immunität geschützten Alt-Bundespräsidenten erhoben wird, wenigstens ein paar gute Gründe mehr für ihre Abrechnung gehabt hätte.

Ich, ich, ich

Aber es geht in Bettina Wulffs grollender und selbstmitleidiger Aufarbeitung ihrer Amtszeit nicht um das Ehepaar, sondern allein um sie. «Ich will mich endlich einmal um mich kümmern. Ich habe mich so lange in Situationen hineinpressen und mir aufdiktieren lassen, wie man sich verhält. Ich habe zu lange nach den Terminplänen meines Mannes gelebt. Jetzt geht es um mich und meine Söhne», sagte sie in einem Interview. Ich, ich, ich.

Ganze eineinhalb Jahre bestimmte das Amt des Bundespräsidenten ihren Tagesablauf. Seit sechs Monaten hat ihr Mann keine Termine mehr. Zeit genug, würde man denken, um die Hautprobleme, die Magenschmerzen und die Appetitlosigkeit zu kurieren, die ihre Rolle als First Lady ihr nach eigenen Worten einbrachte. Aber ihr Zorn ist ungebrochen. Christian Wulff, sagt man, sei über die Buchidee seiner Frau alles andere als glücklich gewesen. Aber er wollte ihr nicht im Weg stehen. Von ihr weiss der Leser aus dem Buch, ganz ohne zwischen den Zeilen zu lesen, dass sie dringend wieder Beachtung braucht, obwohl sie das vehement bestreitet. Als eine *Bunte*-Journalistin wissen wollte, ob es ihrer Ehe gutgehe, verweigerte Bettina Wulff die Antwort. «Die Frage», sagte sie, «ist mir zu intim.» Das klingt weder nach Glück noch nach Erleichterung über die wiederzufundene Zweisamkeit in der Provinz.

Nach Christian Wulffs Rücktritt betrauerte niemand die Lücke, die er hinterliess. Man

hatte den Bundespräsidenten, dem als CDU-Ministerpräsident von Niedersachsen ein eher blasser Ruf anhing, und seine junge, hübsche Frau eine kurze Weile gerne als das unkonventionelle Power-Couple von Schloss Bellevue porträtiert. Endlich frisches Blut im höchsten Staatsamt, eine Patchworkfamilie, eine First Lady mit Tattoo. Aber dann verstärkte sich der Eindruck immer mehr, dass sich hier zwei Selbstdarsteller genussvoll mit Prominenz und Luxus umgaben. Die Gattin mit dem irritierend kühlen Blick wurde weder eine Stilikone noch eine verehrte Landesmutter. Nach ihrem Abgang vermisste sie niemand.

Es gibt einen einzigen respektablen Grund für Bettina Wulffs grosse Wut. Schon vor zwei Jahren tuschelte man unter Politikern und Journalisten, sie habe vor ihrer Beschäftigung in der PR-Branche als Escort-Girl und Edelprostituierte gearbeitet. Blogger nahmen die Geschichte auf, Medien zitierten die Berichte

Die Gattin mit dem irritierend kühlen Blick wurde weder eine Stilikone noch eine Landesmutter.

von Bloggern. Obwohl es weder Beweise noch Zeugen gab, hielt sich das Gerücht hartnäckig. Wer heute ihren Namen googelt, bekommt automatisch dazu Vorschläge wie «Escort», «Prostituierte» oder «Vergangenheit». «Mich überkam ein Gefühl der Ohnmacht, denn ich spürte, dass sich diese anonyme Hetze im Internet nicht eindämmen lässt», schreibt sie in ihrem Buch. «Ich war sprachlos, entsetzt. Obwohl ich mich sonst bestimmt für eine starke Frau halte, habe ich darüber in den Jahren so viel geheult. Warum? Wer tut mir das an? Ich habe nie als Escort-Lady gearbeitet. Das ist einfach absoluter Quatsch.»

Am vergangenen 8. September, genau eine Woche vor Erscheinen des Buches von Bettina Wulff, gab ihr die *Süddeutsche Zeitung* in einem ausführlichen Artikel recht. Das Gerücht war nach Recherchen der Reporter mutwillig von der CDU in Niedersachsens Hauptstadt Han-

nover gestreut worden, als Wulffs Ernennung zum Bundespräsidenten bekannt wurde. «Wenn Zeitpunkt und Sujet des Artikels nicht abgestimmt sein sollten», höhnte der *Spiegel* über das Erscheinungsdatum der SZ-Geschichte, «dann war es für Bettina Wulff ein schöner Zufall. Geradezu perfekt.» Zufälligerweise erhielten Google und Günther Jauch am gleichen 8. September von Bettina Wulffs Anwalt eine Klage auf Unterlassung. Fast drei Dutzend Blogger und diverse Medien, berichtete die *Süddeutsche*, seien bereits erfolgreich zur Kasse gebeten worden. Es gab im deutschsprachigen Raum kaum eine Zeitung, die die Geschichte über die haltlose Verleumdung der Bettina Wulff nicht aufgriff. Nur Tage später kam «Jenseits des Protokolls» in die Läden, begleitet von einer gezielt orchestrierten Reihe Interviews und Titelbildern in *Focus*, *Bunte*, *Gala* und *Stern*. «Ich verstehe nicht, wie sich jemand über zu viel Öffentlichkeit beklagen kann, der gleichzeitig sein Leben mit intimsten Details nach aussen kehrt», spottete Renate Künast, Vorsitzende der Grünen-Bundestagsfraktion.

Verrisse, Hohn und Ärger

Was Bettina Wulff vermutlich bei aller Öffentlichkeitsarbeit nicht einkalkuliert hatte: Es hagelte Verrisse, Hohn und Ärger über die egoistische Weinerlichkeit der Frau, die offenbar nie bedacht hatte, dass das Amt des Bundespräsidenten auch für die First Lady neue Pflichten und weniger Privatleben bedeutet. In einer am 10. September von *Bild am Sonntag* veröffentlichten Umfrage gaben 80 Prozent der Befragten an, keinerlei Mitleid mit Bettina Wulff zu haben. 94 Prozent wollten das Buch mit Bestimmtheit nicht kaufen. In der gleichen Zeitung sagte Bettina Wulff «aus Furcht vor weiteren Anfeindungen» und angeblich auf Drängen ihres Mannes sämtliche geplanten Talkshow-Auftritte ab. Auch für Lesereisen und Signierstunden steht sie bis auf weiteres nicht zur Verfügung.

Bettina Wulff: Jenseits des Protokolls. Riva. 224 S., Fr. 29.90

FÜR JEDEN GESCHMACK DER RICHTIGE WEIN DIREKT NACH HAUSE!



CHF
399.60

Sehr limitierte Verfügbarkeit!

ARVI-HIGHLIGHTS DER WOCHE

<p>Difese – Tenuta San Guido 2010 CHF 19.45 Ab 36 Flaschen CHF 18.35</p> <p>Guidalberto (2nd Vin Sassicaia) – Tenuta San Guido 2010 CHF 30.25 Ab 36 Flaschen CHF 29.15</p> <p>Le Volte – Tenuta dell'Ornellaia 2010 CHF 20.50 Ab 36 Flaschen CHF 19.45</p> <p>Guado al Tasso – Antinori 2007 CHF 64.80 Ab 36 Flaschen CHF 62.65</p> <p>Tignanello – Antinori 2009 CHF 61.55 Ab 36 Flaschen CHF 59.40</p> <p>Le Cupole – Tenuta di Trinoro 2010 CHF 28.10 Ab 36 Flaschen CHF 25.90</p> <p style="font-size: 0.8em;">Preis pro Flasche inkl. MwSt. / 75cl, Zwischenverkauf vorbehalten. Transport nicht im Preis enthalten.</p>	<p>Saffredi – Fattoria le Pupille Elisabetta Geppetti 2008 CHF 48.60 Ab 36 Flaschen CHF 45.35</p> <p>Carbonaione – Podere Poggio Scalette 2009 CHF 37.80 Ab 36 Flaschen CHF 34.55</p> <p>Testamatta – Bibi Graetz 2009 CHF 97.20 Ab 36 Flaschen CHF 86.40</p> <p>Champagne Dom Perignon – Mët & Chandon 2003 CHF 135.- Ab 36 Flaschen CHF 129.60</p> <p>Alion – Vega Sicilia 2008 CHF 52.90 Ab 36 Flaschen CHF 51.85</p> <p>Aalto – Aalto 2009 CHF 36.70 Ab 36 Flaschen CHF 34.55</p>
---	---

ARVI
THE SWISS BANK OF FINE AND RARE WINES

ARVI SA · Via Pedemonte 1
CH-6818 Melano

T +41 (0)91 649 32 88
F +41 (0)91 648 33 75
info@arvi.ch · www.arvi.ch

«Der beste Rausch, den es gibt»

Er ist Ex-Hippie, bekennender Umweltaktivist und seit dreissig Jahren einer der erfolgreichsten Schriftsteller der USA – T.C. Boyle über literarischen Voodoo-Zauber, die politische Bilanz Obamas und die Frage, warum unsere Natur dem Untergang geweiht ist. *Von Claas Relotius*

T.C. Boyle wohnt in einem der reichsten Viertel der USA, aber wenn er zur Begrüssung mit Turnschuhen, Punk-Frisur und umgedrehter Baseballmütze am Gartentor steht, will er eigentlich nicht so recht in diese exklusive Umgebung passen. Vor dem Interview führt der 64-Jährige durch seinen riesigen, von Waschbären bewohnten Garten, der mit Trampelpfaden, wuchernden Sträuchern und wildwachsenden Bäumen eher wie ein ausgetrockneter Dschungel anmutet. Seit Monaten hat es in der Küstenstadt Santa Barbara nicht geregnet, doch am späten Nachmittag ziehen endlich dunkle Wolken auf. Naturfreund Boyle wirkt angespannt, blickt während des Gesprächs immer wieder nervös zum Himmel. Als schliesslich die ersten Tropfen auf seine Veranda niederprasseln, legt sich für einen Moment kindliche Begeisterung über sein Gesicht.

Herr Boyle, hier und in Santa Barbara ist noch gar nichts vom amerikanischen Wahlkampf zu spüren: keine Plakate, keine Wahlkampfbusse, keine Politshows. Wie kommt das?

Das weiss ich selbst nicht. Die Maschinerie ist längst in Gang, in anderen Städten wird man von alldem erschlagen. Hier ist das zum Glück noch nicht der Fall. Ich hasse Politik. Dieser ganze Wahlkampfzirkus ist so langweilig und so ermüdend! Die Wahlen sind erst im November, aber immer wenn ich heute den Fernseher oder das Radio einschalte, muss ich mir dieses Gelaber anhören. Und das geht schon seit zwei Jahren so. Amerika befindet sich seit zwei Jahren im Wahlkampf. Das ist doch Wahnsinn.

Sowohl die Republikaner als auch die Demokraten werden in diesem Jahr alle Rekorde brechen, was die Wahlkampfausgaben betrifft. Zusammen werden die Parteien mehr als eine Milliarde Dollar investieren, nur um Wähler für sich zu gewinnen.

Das ist krank. Und ich bin der Meinung, es sollte gesetzlich verboten werden, denn es führt zu einer Diktatur der Reichen. Was ist mit denjenigen, die keinen Dollar übrig haben, um ihn einer Partei zu spenden? Ich bin dafür, es den Kandidaten zu verbieten, jedwede privaten Mittel, sogar ihr eigenes Geld, für den Wahlkampf zu verwenden. Ich würde den führenden drei Parteien, inklusi-

ve den Grünen, insgesamt fünfzig Millionen Dollar aus einem staatlichen Fonds zur Verfügung stellen, und mit diesem Betrag müssten sie dann ihre ganze Werbung, ihre Bustouren und ihre pompösen Wahlkampfshows veranstalten. Und wenn eine Partei auch nur einen Cent mehr dafür ausgeben würde, wanderte ihr Kandidat direkt in den Knast. So müsste man es machen, finde ich.

Sie haben sich vor vier Jahren vehement für Barack Obama starkgemacht. Wie fällt Ihr Urteil über seine Präsidentschaft heute aus?

Ich werde ihn auch diesmal wählen. Ich bin Demokrat, ich glaube an Frauenrechte, an Multikulturalismus, an Bildung und an die Umwelt. Die andere Partei scheint vor allem daran zu glauben, die Reichen noch ein wenig reicher zu machen und die Typen an die Macht zu bringen, die am meisten dafür zahlen. Solange sich daran nichts ändert, sehe ich keinen Anlass, die Seiten zu wechseln. Obama hat den Abzug aus dem Irak auf den Weg gebracht und endlich eine verpflichtende Krankenversicherung für alle Ameri-

Beim Schreiben von «Wenn das Schlachten vorbei ist» lief immer Mozarts Requiem.

kaner eingeführt. Das sind historische Schritte.

Die versprochene Schliessung Guantánamos sowie die angekündigten Steuerreformen zugunsten der Unter- und Mittelschicht hat Obama dagegen nicht umgesetzt.

Die Amerikaner haben einen Messias gewählt, aber einen Präsidenten bekommen. Nach Bush waren die Erwartungen gigantisch. Bush war der schlechteste Präsident in der Geschichte dieses Landes, nach ihm hätte eigentlich jeder Präsident werden können. Obama hat dann dieses Superman-Image bekommen. Natürlich ist aber auch er nur ein einfacher Politiker, der nicht binnen vier Jahren alles wiedergutmachen kann, was in den acht Jahren davor schiefgelaufen ist. Ich denke, dass alles so schleppend vorangeht, liegt vor allem an einem Fehler unseres Wahlsystems.

Was meinen Sie damit?

Das Problem ist, dass wir zwei vierjährige Legislaturperioden haben und die erste davon komplett dafür verschwendet wird, die

Interessen bestimmter wohlhabender Unterstützer zu bedienen, um am Ende wiedergewählt zu werden. Dieses Anbieten und Wettschnorren kostet unglaublich viel Zeit und kommt nicht dem Gemeinwohl zugute. Ich bin deshalb für eine einmalige, sechsjährige Amtszeit. Das würde den Parteien einerseits genügend Zeit geben, um die Dinge wirklich in Gang zu bringen. Und weil es andererseits sowieso keine Wiederwahl geben würde, könnten sich Politiker dann zur Abwechslung mal nur um das kümmern, woran sie wirklich glauben.

Hat Sie auch Obamas Umweltpolitik überzeugt?

Ich bin niemals zufrieden. Auch Obama hätte sicher mehr machen können. Nur ist vernünftige Umweltpolitik ein Luxus, den sich nur Staaten leisten können, deren Wirtschaft funktioniert, was bei uns gerade überhaupt nicht der Fall ist. Dafür hat Obama einen ganz guten Job gemacht hat. Allein, dass erneuerbare Energien hier mittlerweile ein Thema sind und die Ölabhängigkeit reduziert wurde, ist schon ein Quantensprung im Vergleich zur Bush-Ära.

Der Sommer 2012 bringt den USA eine Rekordhitze, eine Rekorddürre und zahlreiche Waldbrände. Das Stichwort Klimawandel kommt im Wahlkampf trotzdem so gut wie nicht vor. Ist Umweltpolitik in den USA noch immer ein rotes Tuch, wenn es um Wählerstimmen geht?

Sie kriegen damit in der Regel nur die Leute, die Geld haben und gebildet sind. Und selbst die setzen sich im Zweifel lieber für das Thema Abtreibung oder die Rechte von Homosexuellen ein. Umweltthemen sind im Gegensatz dazu unbequem und alles andere als sexy, weil sie den Leuten vor allem ein schlechtes Gewissen machen. Und alles, was uns ein schlechtes Gewissen macht, schreckt uns ab. Wir sitzen hier gemütlich auf meiner Veranda, trinken Wein, essen warmes Brot und fantastischen Käse, aber irgendwo auf der Welt verhungert gerade ein Mensch. Wollen wir wirklich darüber nachdenken? Lieber nicht. Wollen wir, dass Politiker uns im Wahlkampf den Spiegel vor Augen halten und uns zeigen, wie wir die Natur zugrunde richten? Lieber nicht.

In Europa gelingt es den grünen Parteien vieler Länder trotzdem mehr denn je, mit Umweltthemen zu punkten. Wie erklären Sie sich das? >>>



«Fast schon spiessig»: Bestsellerautor Boyle.

Offenkundig herrscht in Europa schon ein anderes Bewusstsein. Hierzulande sind die Leute opportunistischer: Auf der einen Seite fürchtet man natürlich auch hier die Folgen des Klimawandels. Auf der anderen Seite spielt dies aber keine Rolle mehr, sobald die Strompreise steigen. Vor kurzem wurde bekannt, dass die Regierung Bush zum Teil Wissenschaftler dafür bezahlt haben soll, Fakten zu fälschen, um den Klimawandel zu leugnen – weil die Leute genau wussten, dass man keine Wählerstimmen bekommt, wenn man eine klimafreundliche Lebensweise predigen muss.

Haben Sie jemals versucht, Ihre Lebensweise der Natur zuliebe komplett umzustellen?

Nein, nicht wirklich. Ich gebe mir im Alltag Mühe, benutze so wenig wie möglich das Auto und so weiter. Aber ich war immer an diesen mehr oder weniger bürgerlichen Lebensstandard gewöhnt, der eigentlich verrückt ist. Ich würde gerne mal ein paar Archäologen hierher einladen, die von der Kaffeetasse bis zum Dachnagel jeden einzelnen Gegenstand dieses Hauses auseinandernehmen und beschriften. Ich wette, da würde eine Million Dinge zusammenkommen. Es ist verrückt, was der Mensch alles an Besitz anhäuft.

Es sieht nicht gut aus für die Umwelt, wenn sogar ein ausgewiesener Umweltfreund wie Sie es nicht schafft, sich im Sinne der Natur einzuschränken.

Das würde ich unterschreiben. Ich glaube, solange der Mensch auf dieser Erde das Sagen hat, ist die Natur komplett verloren. Es gibt keine Hoffnung. Die einzige Hoffnung ist, dass wir eines Tages aussterben. Wissen Sie, was mir am meisten Angst macht?

Was?

Dass den Menschen in unserer westlichen Zivilisation das Gefühl für die Natur komplett verlorengeht. Wer in fünfzig Jahren auf die Welt kommt, der wird vielleicht nicht mehr erleben, wie es ist, sich in einem Wald zu verlaufen, oder wie es sich anfühlt, auf einen Baum zu klettern. Vielleicht wird man nicht mal mehr wissen, was echte Ruhe bedeutet. Wer soll sich dann noch um die Natur scheren?

Ähnlich pessimistisch ist auch der Grundton Ihres aktuellen Romans «Wenn das Schlachten vorbei ist», der von zwei Umweltschützern handelt, die eigentlich nur Gutes für die Natur wollen – und ihr am Ende trotzdem schaden.

Es geht um einen cholerischen Tierschützer und eine etwas unterkühlte Wissenschaftlerin, die sich einen erbitterten Kampf um eine sehr existenzielle Frage unseres Daseins liefern. Schauplatz sind die Channel Islands hier direkt vor der Küste. Ratten haben sich als Überlebende eines

T. C. Boyle

Der Schriftsteller wurde 1948 als Thomas John Boyle im Bundesstaat New York geboren. Er wuchs in einem Waisenheim auf und besuchte eine Sonderschule. Bis 1968 studierte er in Potsdam, New York, Englisch und Geschichte. Um der Einberufung zum Kriegsdienst in Vietnam zu entgehen, kehrte er daraufhin an seine alte Highschool zurück und arbeitete dort bis 1972 als Lehrer. Während dieser Zeit verfiel Boyle zeitweise der Drogensucht, erhielt aber durch die Veröffentlichung einer ersten Kurzgeschichte Zugang zum renommierten Kurs für kreatives Schreiben an der State University in Iowa, wo er 1977 in englischer Literatur des 19. Jahrhunderts promovierte. Der Durchbruch als Schriftsteller gelang ihm 1981 mit dem Roman «Wassermusik». Zu den bekanntesten Werken Boyles zählen ausserdem «World's End» (1987), «Willkommen in Wellville» (1993) und «Drop City» (2003). 2012 erschien sein Roman «Wenn das Schlachten vorbei ist». Boyle lebt mit seiner Frau und seinen drei Kindern in Santa Barbara und unterrichtet als Professor an der University of Southern California kreatives Schreiben.

Schiffbruchs im 19. Jahrhundert dorthin gerettet und die ansässige Tierwelt so dezimiert, dass bestimmte Vögel und Eidechsen vor dem Aussterben stehen. Die Biologin Alma ist dafür, die Ratten im Sinne des Ökosystems zu vernichten, um auf diese Weise nahezu ausgestorbenen Vogelarten ihren angestammten Lebensraum zurückzugeben. Auf der anderen Seite steht der radikale Tierschützer Dave, der das Töten der Ratten um jeden Preis verhindern will.

Es geht um die Frage, ob der Mensch dazu berechtigt ist, die Natur zu kontrollieren und ein Lebewesen zu töten, um ein anderes zu retten.

Genau. Auf der einen Seite ist Almas Absicht, bestimmte Arten vor dem Aussterben zu schützen und das Gleichgewicht des Ökosystems wiederherzustellen, wissenschaftlich sehr nachvollziehbar. Auf der anderen Seite hat Dave ein unanfechtbares Gesetz auf seiner Seite: «Du sollst nicht töten.» Schlussendlich geht es damit um die Frage, ob wir das Recht haben, Gott zu spielen.

Dem Roman ist eine Bibelstelle vorangestellt, die den Menschen als Krone der Schöpfung bezeichnet. Im Kontext Ihres Romans liest sich diese Stelle beinahe ironisch, weil Sie ja genau das in Frage stellen.

Ich hoffe, dass alle Leser dies so gut erkennen. Ich weiss nicht, ob es wirklich unser Recht ist, «über die Fische im Meer und über

die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und über alles Getier, das auf Erden kriecht», zu herrschen. Gerade wenn ich das Ganze rational betrachte, stellt sich mir die Frage: Wer gab uns dieses Recht? Darwin? Und inwieweit müssen wir wirklich von diesem Recht Gebrauch machen?

Der Roman gibt keine Antworten darauf.

Ich überlasse es dem Leser, welche ethischen Schlüsse er für sich zieht. Ich kann nur sagen: Vielleicht gibt es gar keine richtigen Antworten. Vielleicht wirft jede Antwort nur wieder eine neue Frage auf. Wenn ich zum Beispiel die durchaus nachvollziehbare Ansicht vertrete, der Mensch müsse bestimmte Lebewesen töten, um andere Arten zu schützen, dann müsste ich eigentlich sofort ein Schrotgewehr nehmen und alle Hauskatzen abknallen, die mir hier täglich über den Weg laufen. Denn wenn ich überlege, welches Tier in meiner direkten Umgebung der grösste Killer ist, der zudem, genau wie die Ratten auf den Channel Islands, ursprünglich gar nicht an diesem Ort leben dürfte, dann ist das ohne Frage die domestizierte Katze. Soll ich nun also Katzen töten?

Ihre Nachbarn würden Sie sofort anzeigen.

Ja, und deren Kinder würden mich wahrscheinlich als senilen Katzenmörder beschimpfen.

Vereinigen sich die gegensätzlichen Ansichten der Figuren Alma und Dave auch ein Stück weit in Ihnen selbst?

Ich schätze, beide repräsentieren die gegensätzlichen Pole meiner Persönlichkeit. Ich bin genauso impulsiv und von meinen Emotionen geleitet wie Dave, und zugleich bin ich in vielen Dingen ein ebenso rationaler Kontrollfreak wie Anna. Weil sich diese beiden Persönlichkeiten im Buch aber genau gegenüberstehen, muss es einfach Ärger geben.

Macht es Ihnen eigentlich Spass, Ihre Charaktere trotz guter Absichten immer wieder in diesen hoffnungslosen Schlamassel zu verwickeln?

Natürlich, das ist doch das Wunderbare am Schriftstellerdasein. Ich kann meinen Charakteren all das aufbürden, wovon ich im wahren Leben sofort den Schwanz einziehen würde. Es ist mein Universum, und darin muss man nun mal leiden. Ich bin abergläubisch und glaube, dass mir das, was ich meinen Figuren antue, selber im richtigen Leben nicht mehr widerfahren kann. Klingt ziemlich verrückt, oder? Das ist mein persönlicher, literarischer Voodoo-Zauber.

Sie schreiben sieben Tage die Woche, bezeichnen sich selbst als schreibsüchtig. Kennen Sie überhaupt Schreibhemmungen?

Natürlich, das kommt vor. Dann gehe ich weg von meinem Schreibtisch und versuche etwas Sinnvolles zu tun; ich putze die Toilette, giesse ein paar Pflanzen, repariere irgendwas am Haus oder bringe ein paar Ratten um

– solange, bis mein Kopf wieder frei genug ist, um weiterzuarbeiten. Was ich zum Schreiben aber immer brauche, ist Musik. Ohne geht es nicht. Ich habe noch nicht eine Seite ohne Musik geschrieben.

Sie haben jahrelang in einer Punkrockband gespielt. Was hören Sie beim Schreiben?

Klassische Musik. Beim Schreiben von «Wenn das Schlachten vorbei ist» lief immer Mozarts Requiem. An manchen Tagen höre ich auch Jazz. Zurzeit fahre ich ziemlich auf John Coltrane ab. Wichtig ist: Es darf nichts sein, was zu sehr ablenkt. Die Musik soll im Hintergrund laufen, sie muss nur den Grundrhythmus vorgeben, zu dem ich auf der Tastatur einen Text komponieren kann. Alles muss im Fluss sein.

Die Gretchenfrage: Computer oder Schreibmaschine?

Schreibmaschine. Ich könnte es mir wohl leichter machen, wenn ich einen Computer benutzen würde. Gerade beim Abtippen der letzten Fassung brauchte ich dann wohl nur eine Woche, mit der Schreibmaschine dauert es dagegen meist einen ganzen Monat. Meine Frau schimpft dann manchmal, weil sie meint, wir könnten die Zeit besser mit Urlaub auf den Bahamas verbringen.

Sie hat recht. Warum tun Sie sich das an?

Ich muss sagen: Ich geniesse es. Es ist ein Weg, um mit etwas, das mich über Jahre jeden Tag

und jede Nacht begleitet hat, abzuschliessen. Und es ist eine Gewohnheit, mit der ich ungerne breche. Schreiben hat viel mit Gewohnheiten zu tun, die eigentlich keinen Sinn ergeben. Dahinter steckt immer etwas Magisches.

Sind Sie ein Besessener?

Schauen Sie mich an, ich werde körperlich immer weniger. Meine Arbeit hat mich voll im Griff. Wenn ich nicht mehr schreiben dürfte, würde ich mich wohl erschiessen. Neulich habe ich mal versucht, etwas weniger zu schreiben. Ich habe mir ein Haus in den Bergen gemietet, um mich abzulenken. Da bin ich dann tagelang durch die Wildnis marschiert, bin fischen gegangen, habe viel getrunken. Aber nach einer Woche sass ich wieder an meinem Schreibtisch und habe geschrieben.

Es gibt sicher Ungesünderes. Wenn man sich Ihre Biografie und Drogenvergangenheit anschaut, scheint das Schreiben Sie sogar gerettet zu haben.

Das hat es. Hätte ich es nicht als Obsession für mich entdeckt, wäre ich wahrscheinlich schon tot oder immer noch ein Junkie. Vermutlich schon aus reiner Langeweile. Mit Anfang zwanzig ist mir klar geworden: Entweder du stirbst, oder du findest etwas anderes als Drogen, das dich befriedigt. Also habe ich mich auf das Schreiben gestürzt. Heute weiss ich: Es ist der beste Rausch, den es gibt. Und ich bin durch und durch abhängig.

Sie haben in den letzten dreissig Jahren zahlreiche Bestseller hervorgebracht, arbeiten zudem seit langem als festangestellter Professor. Der Ruf des Literatur-Punks ist Ihnen trotzdem geblieben. Wundert Sie das manchmal?

Das erstaunt mich auch häufig. Ich lebe doch ein recht bürgerliches Leben, bin ein hart arbeitender und sorgender Familienmensch. Ausserdem bin ich wohl der einzige amerikanische Schriftsteller meiner Generation, der nur einmal verheiratet war, was ja fast schon spiessig ist. Vielleicht liegt es an meiner äusseren Erscheinung? Sind es diese Ohringe, die Jeansjacke und die Baseballmütze, die mich noch immer wie einen rebellierenden Teenager aussehen lassen? Seien Sie ehrlich! Ja, ein bisschen schon.

Nun, meine Eltern sind früh gestorben. In meinem Leben gab es leider nie jemanden, der mir sagen konnte, wie ich mich verhalten und was ich anziehen soll. Ich bin deshalb wohl nie ganz erwachsen geworden. Erst seit ein paar Jahren, vielleicht seitdem meine Kinder gross geworden sind, wird mir so langsam bewusst, dass ich schon sehr, sehr alt sein muss. Aber natürlich nicht wirklich, sondern nur theoretisch.

T. C. Boyle: Wenn das Schlachten vorbei ist. Hanser. 461 S., Fr. 35.90



DIE BESTEN 15 DJs DER SCHWEIZ, 105 DJ NIGHT!

ANTOINE, MIKE CANDYS, MR. DA-NOS, MR. PINK, TATANA, M-LIVE, TANJA LA CROIX, SMASH FX, PAPI ELECTRIC, STEVE SUPREME, MARCO BERTO, TONI GRANELLO, ACE, SANTIAGO CORTÉS, ACEE, LIVE ACTS: TACABRO, PATRICK MILLER, REMADY & MANU-L.

DIE PARTY DES JAHRES: AM 21.09.2012, X-TRA ZÜRICH. DIE EXKLUSIVEN FREE-TICKETS WERDEN NUR AUF RADIO 105 VERLOST.

JETZT 105 HÖREN UND TÄGLICH SOFORT-TICKETS GEWINNEN ODER VIA SMS AN DER VERLOSUNG TEILNEHMEN.

SENDE EIN SMS AN DIE NUMMER 92266 MIT DEM TEXT 105 DJ NIGHT, DEINEM NAMEN UND DEINER KOMPLETTEN ADRESSE, 90 RP. PRO SMS. VIEL GLÜCK. INFOS UND GRATISTEILNAHME AUF 105.CH.

RADIO 105 EMPFÄNGST DU IN DER GANZEN DEUTSCHSCHWEIZ AUF DAB+ UND IM KABELNETZ SOWIE IN ZÜRICH AUF UKW 93,0FM.

DIE CD ZUM EVENT JETZT IM HANDEL



Zauberisches Wesen: Schauspielerin und Fotomodell Veruschka Gräfin von Lehndorff.



Der Blauschönling

Von Daniele Muscionico

Was sind Augenflügel? Das sind Augenflügel: Die Dame trägt sie, trägt ein geflügeltes Auge, und jedes geflügelte Wort ist zu klein, um für ihren Augenschmetterling ein poetisches Bild zu suchen, das stärker wäre als der Augenschein selber.

Dieser Edelfalter ist ein Blauschönling aus der Gattung der Pfauenaugen. Philip Treacy ist sein Urheber, und wer behauptet, dass dieser ein englischer Modist sei, verkennt, dass auch einem solchen ein Wurf gelingen kann, der die Schöpfung um eine Spezies bereichert. Der Blauschönling und seine Trägerin teilen vieles, auf den ersten Blick: ihr Ebenmass, die graziöse Anatomie, ihr zauberisches Wesen. Seelenschön, das sind sie beide, die Dame mit dem Schmetterling und der Schmetterling selbst, der seelenfröhlich ihr Gesicht als edle Blüte begreift.

Doch wer weiss, dass sich auf dem Bild von Michael Thompson das erste Supermodel Deutschlands, die deutsche Model-Tragödin, verbirgt, wird verstehen: «Veruschka with Butterfly» des amerikanischen Foto-Illusionisten erzählt die Geschichte einer Metamorphose. Es ist die Wandlung des ostpreussischen Flüchtlingskindes Vera Gottliebe Anna Gräfin Lehndorff zur Kunstfigur «Veruschka», die in den sechziger Jahren Mode-, Stil- und Zeitgeschichte schrieb.

Ihr Vater, Heinrich Graf von Lehndorff-Steinort wurde 1944 wegen seiner Teilnahme an der Verschwörung des 20. Juli 1944 gegen Hitler hingerichtet; ihre Mutter kam ins Arbeitslager, Vera wächst in einem SS-Kinderheim, später in einem Flüchtlingslager auf. Zwanzig Jahre und viel Glück später, ist die hochgewachsene Deutsche und neuerfundene Veruschka nach ihrem Kurzauftritt in «Blow-up» von Antonioni die Muse von Richard Avedon, Irving Penn und Salvador Dalí. Und das *personal pet* der legendären *Vogue*-Chefredaktorin Diana Vreeland. Ein selbstzerstörerischer Tanz auf dem Vulkan beginnt, psychische Krisen folgen, Versuche, sich das Leben zu nehmen.

Seit 2005 lebt Veruschka wieder in Berlin. Ohne Grafentitel, alleinstehend mit Katzen, anzutreffen zumeist mit einer Kapuzenjacke und einer Sonnenbrille, unter der die heute 73-Jährige ihre Berühmtheit verbirgt. Über ihr Leben hat sie eine Autobiografie geschrieben. Aus einem Objekt ist ein Subjekt geworden, aus eigener Kraft, in eigener Leistung, der Seelenschmetterling wickelt sich um einen Seelenschmetterling.

Jörn Jacob Rohwer und Vera Lehndorff: Veruschka. Mein Leben. Dumont, Köln
Michael Thompson: Ionic Bodies, Ausstellung in der Berliner Galerie Contributed, bis 27. Oktober

Belletristik

- 1 (1) **Martin Suter:** Die Zeit, die Zeit (*Diogenes*)
- 2 (-) **Charlotte Link:** Im Tal des Fuchses (*Blanvalet*)
- 3 (2) **Jussi Adler-Olsen:** Verachtung (*DTV*)
- 4 (3) **Jonas Jonasson:** Der Hundertjährige ... (*Carl's Books*)
- 5 (4) **Jan-Philipp Sendker:** Herzenstimmen (*Blessing*)
- 6 (5) **Elizabeth George:** Glaube der Lüge (*Goldmann*)
- 7 (7) **Jean-Luc Bannalec:** Bretonische Verhältnisse (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 8 (6) **Joy Fielding:** Das Herz des Bösen (*Goldmann*)
- 9 (8) **Henning Mankell:** Erinnerung an einen schmutzigen Engel (*Zsolnay*)
- 10 (9) **John Grisham:** Verteidigung (*Heyne*)

Sachbücher

- 1 (1) **Rolf Dobelli:** Die Kunst des klugen Handelns (*Hanser*)
- 2 (10) **Jacky Gehring:** Body Reset – Das Erfolgsprogramm (*Weltbild*)
- 3 (-) **Guinness World Records 2013** (*Bibliographisches Institut GmbH*)
- 4 (2) **Rolf Dobelli:** Die Kunst des klaren Denkens (*Hanser*)
- 5 (-) **Blaine Harden:** Flucht aus Lager 14 (*DVA*)
- 6 (3) **André Häfliger, Georges Wüthrich:** Dölf Ogi – So wa(h)r es! (*Weltbild*)
- 7 (4) **Philippe Pozzo di Borgo:** Ziemlich beste Freunde (*Hanser*)
- 8 (5) **Gian D. Borasio:** Über das Sterben (*C.H. Beck*)
- 9 (6) **Duden:** Die deutsche Rechtschreibung (*Bibliographisches Institut GmbH*)
- 10 (-) **Lukas Fischer:** 1001 Ausflugsziele – Familienspass im Freizeitland (*Weltbild*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Mediacontrol

Apropos: Falsche Wirkung

Die Wirkung der Filmvorführung vor dem Zürcher Obergericht war verheerend. Der Staatsanwalt wollte die schockierende Brutalität des Films «Blutgeil» demonstrieren, der seiner Meinung nach verboten gehörte. Doch statt mit Entrüstung reagierten die Zuschauer mit vergnügtem Gelächter. Das war im September 1995. Dasselbe würde wohl passieren, würde heute ein Gericht den Film «Unschuld der Muslime» vorführen, der in der muslimischen Welt zurzeit für gewalttätige Proteste sorgt. Die Dialoge sind stümperhaft, die Wüstenkulisse wurde offensichtlich nachträglich eingefügt, die Darsteller im Film scheinen zuweilen einen halben Meter über dem Wüstensand zu schweben. In seinem Dilettantismus ist der Film unterhaltsamer als manches als Satire deklarierte Werk. (axb/rb)

Im Stil konservativer Revolutionäre

Der deutsche Dichter Ulrich Schacht hat eine unglaubliche Biographie und schreibt brillant. Sein neues Buch ist inspirierend und herausfordernd. Von Michael Böhm

Menschen-, vor allem Kinderschändung sei es, wenn Supermärkte schon im Sommer Weihnachtsgebäck und -süßigkeiten anbieten würden, Barbarei, die nicht erst in Auschwitz beginne, sondern immer nur dort ende. Das zumindest ist die Meinung von Ulrich Schacht. «Das ist kein unzulässiges Linienziehen», notiert der deutsche Schriftsteller dazu am 18. September 1991 in sein Tagebuch, «das ist vielmehr das Sichtbarmachen eines unaufhebbaren Zusammenhangs, den man den Terror des Rationalen nennen könnte und der eine böse Frucht des diabolischen Liebespaars Materialismus und Moderne ist.»

Irritierend, polemisch und provokant erscheinen zuweilen die Aufzeichnungen und Beobachtungen dieses Lyrikers, Erzählers und Essayisten über Politik und Gesellschaft: Die Europäische Union ist für ihn eine «sanfte Variante des Totalitarismus», verwaltet und geführt von jakobinischen Politikkommissaren, die von der Piratenpartei angemahnte «Transparenz» ein «neues Wort für Gleichschaltung» und die Diskussion um die Thesen des deutschen Politikers Thilo Sarrazin ein «Ermittlungsverfahren gegen Andersdenkende» – der sprach mit Blick auf das Bildungsniveau muslimischer Immigranten auch von erblicher Intelligenz. Immer wieder rührt Schacht an den politisch korrekten Konventionen unserer Zeit; hinterfragt sie hartnäckig, überzieht sie mit bissiger Kritik, verarbeitet sie in drastischen Metaphern.

Geboren im Frauengefängnis

Die *Süddeutsche Zeitung* entrüstete sich über die Auschwitz-Analogie, sie sei «wohl mehr als abenteuerlich» und «frivoler und abgeschmackter als alles, was ein professioneller Holocaust-Leugner hinbekäme».

Doch Schacht, unter anderem als Autor für die *Weltwoche* tätig, steht nicht im Verdacht, er relativiere die Untaten des Totalitarismus.

Denn diese haben seine Familie und er selbst leidvoll erfahren: Geboren wurde er 1951 im Frauengefängnis Hoheneck in Sachsen, wo die DDR-Kommunisten seine Mutter einsperrten, weil sie einen russischen Besatzungsoffizier liebte. 22 Jahre später erfuhr er das Schicksal der Haft am eigenen Leib: 1973 wurde er wegen «staatsfeindlicher Hetze» zu sieben Jahren Freiheitsentzug verurteilt. Aber auch nach seinem Freikauf durch die deutsche Bundesregierung zwei Jahre später blieb er streitbar, unbequem und verweigerte sich gängigen

linksliberalen Meinungen, so dass er auch im Westen Deutschlands zu einem Angefeindeten wurde und heute in Schweden lebt – aber auch dort hellwach für die Erscheinungen von Unfreiheit, da aus existenzielleren Erfahrungen schöpfend als viele seiner Kritiker.

Bezeichnenderweise schreibt er am selben Tag, da ihn die verführten Weihnachtsplätzchen in den Geschäften in Rage bringen, über einen Gefangenen, dem der Wärter Hoffnung macht, er komme bald wieder und öffne die Zellentür: «Nur wenn er aufhört zu hören, was nicht zu hören ist, wird ihm zu sehen gelingen, was noch zu sehen ist. Er muss sich einen Ausblick schaffen, der die Mauern des Systems durchschaut. Der Gefangene muss deshalb nach innen blicken: Dort ist die Kraft, die er zum Ausbruch benötigt.»

«Ideologische Borniertheit des Westens»

Aufhören zu hören, was nicht zu hören ist, sehen, was noch zu sehen ist – für Schacht bedeutet dies auch, Ideen der Aufklärung und deren Entwicklungen in Frage zu stellen und den Blick (wieder) zu schärfen, für anderes «Vor-Gedachtes», aber genauso Aufgeklärtes, was jedoch längst die Wälle einer «fortschrittsfanatischen» Öffentlichkeit verbergen, ja gefangen halten: inspiriert vom «schönen Irrtum Kants», dass die Natur voranschreite, sich vervollkommne und «bis zur höchsten Stufe der Menschheit» versittliche; geformt durch die heutigen Schulen und Universitäten und betont durch eine politische Klasse und ein nahezu homogenes Medienkartell, dessen heutige Protagonisten Schacht in den 68ern erkennt. Für ihn sind sie eine Generation, die «weise geworden sein will, ohne im Prinzip geirrt zu haben», aber wohl nur «prinzipiell geirrt» habe, «ohne weise geworden zu sein».

So rügt er die «ideologische Borniertheit des Westens», der «Ägypten (und andere arabische Staaten)» «demokratisieren», also «westlich» machen wolle, der sich «blind gemacht» habe «für das wirkliche Gesetz der Geschichte und ihr Subjekt» und der einer «Fortschrittsideologie» huldige, die auf das «Technologische» zutreffen mag, aber auf das «Anthropologische» bezogen «reine Chimäre» sei – einen Affront stellen solche Gedanken heute dar, gelten sie doch gemeinhin als konservativ, reaktionär, ja antiaufklärerisch. Doch sprach schon der Aufklärer Rousseau davon, dass es moralischen Verfall gebe in dem Masse, wie Wissenschaft und Künste zur Perfektion ge-



Hoffnung und Linderung: Autor Schacht.

trieben würden, und sich nicht jede Regierungsform auf jedes Volk übertragen lasse.

Und so kritisiert Schacht denn auch die «instrumentelle Vernunft» der Moderne, die schon der linke Philosoph Adorno als «totalitär» bezeichnete; die das Mythische, Religiöse, rational nicht zu Fassende aufklärt, untergräbt und zerstört; die sich in der Idee absoluter Naturbeherrschung niederschlägt, aber auch in Projektionen wie dem Antisemitismus – und die sich heute überall dort zeigt, wo Profitstreben und Effizienzwahn «Traditionen, Mentalitäten und kulturelle Differenzen» als «Hindernisse» empfinden: in der «totalitä-

ren» Globalisierung, die «aus jedem lebendigen Menschen ein vollkommen bindungsloses Konsumtionsmodul» machen wolle, in der «totalitären» EU, die nationale Währungen abschaffe und Rauchverbote einführe, und – eben auch im «totalitären» «Terror des Rationalen», bei dem die Läden schon im Sommer Weihnachtssüßigkeiten feilbieten würden.

Es sind generelle Verdikte, die Schacht über die Moderne fällt. Man muss sie nicht teilen. Doch da sich heute selbst die «instrumentelle Vernunft» in anhaltenden Finanzkrisen entzaubert, lohnt es sich, über sie nachzudenken, zu streiten. In ihrer Verve und ihrem literari-

schen Stil ähneln sie denen, die die «Konservativen Revolutionäre» im Deutschland der 1920er Jahre im Munde führten. Einen von ihnen, den Dichter Ernst Jünger, kannte er persönlich. Aber der habe schon vor fünfzig Jahren «die Dummheit Grade erreichen» sehen, «die unverständlich werden und das Gespräch ausschliessen».

Phänomene der Natur

Gewiss, manchmal gebricht es Schachts Reflexionen an Klarheit und Durchdringung. So bleibt offen, was er mit «ideologischem Liberalismus» meint, der das «Chaos als Ordnung» qualifiziere und «Unordnung als Freiheit». Ist es der Neoliberalismus, den nun auch die Grünen im «pädagogischen Fortschritts-wahn» praktizieren würden und der sie glauben mache, die eine Welt in politischer Gestalt herbeiführen zu müssen? Eine Welt, die dann doch nur wieder jene sei, von der die «expansionsgetriebene Konsumindustrie als gigantischem Verkaufsgelände träumt», so dass sich «Menschheits- und Gerechtigkeitsparolen» als «demagogische Phraseologie» entlarven würden? Aber was wäre in einer Welt anders, in der etwa die ökonomischen Theorien des Ordoliberalismus gelten würden? Auch dieser Liberalismus ist eine Ideologie; auch in ihm sind Freiheit, Gleichheit, Menschenrechte moralische und wirtschaftliche Prinzipien, auch er ist Konsequenz der «totalitären Moderne».

Doch Schacht ist kein politischer Philosoph. Er ist vor allem Dichter. Und so finden sich immer wieder lyrische Passagen. In ihnen spürt er intensiv den Phänomenen der Natur nach, verarbeitet sie in Parabeln von poetischer Kraft und Tiefe. So ist ihm «das Leuchten des Wassers eine Weise des Feuers», die auf die romantische Idee der Einheit der Gegensätze verweist, die der Egalitarismus verneint. So ist Schacht immer wieder «sprachlos Ahnender», «wissensglücklich Verstummt». Es gibt wohl heute nur wenige Autoren, die die Klage über die «Entzauberung der Welt» in ähnlich sprachgewaltige Formen bringen. «Das Ungeheuerliche an unserer Existenz», heisst es etwa an anderer Stelle, «ist die Ahnung, dass wir mehr sind als nur die Asche, die wir werden. Unser Versuch jedoch, dem Grund und Abgrund auf die Spur zu kommen, ihn sichtbar zu machen in Formeln, Bildern, Sätzen, ist der Versuch, wach zu werden in einem Traum, der sich, je stärker wir uns darum bemühen, um so sicherer in einen Albtraum verwandelt.»

Aber trotz allem sieht Schacht auch Hoffnung und Linderung: So erkennt er im «Gegenteil von Gerechtigkeit» «die Liebe»; und derjenige, der in den Wald mit seiner Trauer gehe, erfahre Trost: «Baum um Baum».

Ulrich Schacht: *Über Schnee und Geschichte*. Notate 1983 – 2011. Matthes & Seitz Berlin 2012. €

Fünf Stunden Heilige Schrift

Das Zürcher Schauspielhaus führt die Genesis auf. Funktioniert die Schöpfungsgeschichte auch auf der Bühne? Von Peter Ruch



200 000 Bytes: «Genesis» im Schiffbau.

Wer aus dem Religionsunterricht die Widerstände gegen Bibeltexte und den Schwund von Bibelkenntnissen in der Bevölkerung kennt, kann sich über das Projekt nur freuen: Das Zürcher Schauspielhaus präsentiert im Schiffbau die Genesis, das erste Buch Mose. Zur Erinnerung: Die Genesis enthält die Schöpfungsgeschichte mit der Sintflut und dem Turmbau zu Babel sowie die Vätergeschichten von Abraham bis Josef mit ihren menschlich-allzumenschlichen Details. Es sind rund sechzig dicht bedruckte Seiten oder 200 000 Bytes. Die Genesis beansprucht bei aufmerksamer Lektüre zwei bis drei Stunden. Für die szenische Gestaltung sind gegen fünf Stunden erforderlich. So ist denn auch das Zeitkonto dieses Abends bemessen.

Das Programmheft gibt durch ein Interview mit dem Berner Judaisten René Bloch hilfreiche Aufschlüsse über den Stoff und skizziert einige Ergebnisse der alttestamentlichen Forschung. Der Regisseur Stefan Bachmann hielt sich derart konsequent an den Bibeltext, dass er sich vor Beginn entschuldigen musste, nun doch noch ausserbiblische Worte zu sprechen, nämlich die Mitteilung, dass zwei Schauspieler wegen Krankheit kurzfristig ersetzt werden mussten. Ansonsten hatte die Heilige Schrift das Wort. Bis und mit Sintflut, fünfzig Minuten lang, war eine einzige lesende und teilweise frei zitierende Männerstimme zu hören. Die Dramaturgie

blieb vorerst nahe beim Nullpunkt und liess dem Text umso mehr Raum. Verwendet wurde die sogenannte Einheitsübersetzung, obwohl sie punkto Präzision und literarisch hinter der neuen Zürcher Bibel zurückbleibt. Auch wer mit den Geschichten längst vertraut ist, erlebt eine packende erzählerische Lebendigkeit. Das Bühnenbild, ein mehrere Meter hohes Gebirgsmodell aus wüstenfarbigem Sand, ist voluminös und dennoch minimal. Die integrale Zitierung von meist übergangenen Passagen, etwa der Stammbäume mit Altersangaben, verlieh der Erzählung eine humoristische Note. Von Langleweiligkeit oder Unruhe im Publikum keine Spur.

Die ersten szenischen Veranschaulichungen erfolgten bei der Sintflutgeschichte und beim Turmbau. Der Schauspieler entblösste seine Genitalien beziehungsweise häufte Sand auf. Mit dem Beginn der Vätergeschichten traten weitere Personen und Stimmen auf. Abraham kam als Gegenentwurf eines Patriarchen daher: ein gebrechlich-verhutztes Männchen. Angesichts der biblischen Absicht, durch ihn Gott sprechen und handeln zu lassen, eine kreative Idee, umso mehr, als Abraham bei der Geburt seines Sohnes alt war und strapaziöse Migrationen hinter sich hatte. Auch seine Frau Sara geht gebückt einher.

Mit dem allmählichen Übergang von der Lesung zum Sprechtheater und zur szenischen Gestaltung nahmen, obwohl der Text treu bei der Bibel blieb, Konzessionen an die modernen

Theatertrends zu. Einen ersten Höhepunkt bildete das Bundeszeichen der Beschneidung (Genesis 17): Fünf nackte Männer traten in einer Kolonne vor Abraham und liessen sich mit einem Küchenmesser die Vorhaut abtrennen. Schmerzensgeschrei und Blutflecken vermittelten eine Dramatik, die angesichts der aktuellen Debatten irreführend ist. Gelungen und überzeugend fiel die Isaak-Opferung aus (Genesis 22) – religionsgeschichtlich möglicherweise eine erzählerische Verdichtung des Übergangs vom Menschen- zum Tieropfer. Leise und sparsam eingesetzte Musik tat der Inszenierung gut und verstärkte die Stimmungen. Eine Ausnahme bildete der Auftritt von Abrahams Knecht bei der Brautwerbung für Isaak. Sein kabarettistischer Playback-Auftritt mit der Panflöte wollte fast nicht enden. Wenig überzeugend war die erste von zwei Jakob-Gestalten, was wohl an der kurzfristigen Umbesetzung lag.

Enorme epische Kraft

Obwohl die zeitliche Dauer die oberste Schmerzgrenze durchbrach, schreckte der Regisseur vor Verlängerungen nicht zurück: Zu Beginn umkreiste der Sprecher dreimal den Sandberg, um Requisiten zu platzieren. Auch die überdehnte Panflötenszene gehört dazu, und die Geburten der Söhne Jakobs wurden jeweils von einer gekonnten Imitation von Säuglingsgeschrei begleitet. Es war der Sprecher selber, der zwölfmal sein Können zum Besten gab, nur verlor es – wie jeder gute Scherz – nach dem dritten Mal seinen Reiz. Trotz allem beeindruckte die reduktionistische Gestaltung über viele Passagen und liess die enorme epische Kraft der biblischen Erzählungen hervortreten.

Die Gedächtnisleistungen mancher Akteure sind bewundernswert, und das ganze Experiment verdient Dank und Anerkennung. Theatralische Verarbeitungen von biblischen Stoffen gab es zwar schon immer. Hier aber redet ausschliesslich die Bibel. Die Kirche kann daraus lernen, dass biblische Geschichten in einem fremden Milieu an Hörbarkeit gewinnen. Dass sich ein paar hundert Menschen, darunter Schriftsteller und Politiker, stundenlang Bibeltexte anhören, ist in einer Kirche undenkbar. Zugleich kann auch das Theater dieser Genesis-Inszenierung einiges abgewinnen. Manche Gags, die heute vielerorts unverzichtbar scheinen, verdecken den Inhalt mehr, als dass sie ihn unterstützen. Für die Bühnen könnte es eine willkommene Lockerungsübung sein, weniger auf ausgefallene Inszenierungen und stattdessen mehr auf den Text zu fokussieren. Gute Texte kommen mit geringerer szenischer Gestaltung und ohne trendige Gags aus. Die Bibel ist dem Theater eine bessere Ratgeberin als die Television. Allerdings sind fünf Stunden (mit Pause) des Guten zu viel.

Peter Ruch ist Pfarrer der evangelisch-reformierten Kirchgemeinde von Küssnacht.

Der Ich-Präsident

Starautor Bob Woodward beschreibt in seinem neuen Werk Obamas Verhalten in der Finanzkrise als arrogant und stur. *Von Urs Gehriger*

Bob Woodward erkennt einen schwachen Präsidenten, wenn er ihn sieht. Der Starreporter, der Watergate aufgedeckt und Richard Nixon zu Fall gebracht hat, geniesst seit vierzig Jahren wie kein Zweiter Zutritt bei den Mächtigen in Washington. Dank einer Fülle von Interviews schildert er die Winkelzüge der Mächtigen, als wäre er persönlich dabei gewesen. In seinem 17. Werk ist es Barack Obama, der Woodwards Stachel zu spüren bekommt.

«The Price of Politics» gibt einen einzigartigen Einblick hinter die Kulissen des grössten Dramas der US-Innenpolitik der letzten Jahrzehnte: der rapide grassierenden Verschuldung und des Abwehrkampfes gegen den Staatsbankrott. Auf 416 Seiten beschreibt der Autor Obamas Umgang mit dem Kongress und porträtiert ihn als arroganten, reservierten und überaus parteiischen Präsidenten, der es fertigbrachte, jeden, den er in Washington zum Regieren braucht, entweder zu verprellen oder zu enttäuschen.

In einer der ersten Szenen führt Woodward den Leser an ein Treffen im Weissen Haus kurz nach Obamas Wahl. Der Präsident hat führende Republikaner eingeladen, um über das Stimulus-Paket zu verhandeln. Er befindet sich in komfortabler Lage; seine Demokraten verfügen über eine Mehrheit in beiden Häusern. Auf dem Tisch liegt ein Fünf-Punkte-Plan der Republikaner, der von Obamas Steuerplan abweicht und massive Einsparungen vorsieht.

«Ich kann es alleine durchziehen», sagt der Präsident, der sich im Wahlkampf als Brückenbauer angepriesen hatte. Zu Eric Cantor, dem Anführer der Republikaner, sagt er: «Wahlen haben Folgen. Und, Eric, ich habe gewonnen. Also sitze ich am längeren Hebel.» Noch konziser bringt Obamas Stabschef Rahm Emanuel (heute Bürgermeister von Chicago) die Stimmung im Oval Office auf den Punkt: «Wir haben die Stimmen. Fuck'em.»

Merlot und Nicorette

Nach der verheerenden Schlappe bei den Zwischenwahlen 2010, die den Demokraten den Verlust ihrer Mehrheit im Repräsentantenhaus bescherte, ändert sich Obamas Ton marginal. Selbst jetzt, bei vollem Bewusstsein, dass ohne republikanische Stimmen jede Vorlage chancenlos ist, erkennt Woodward bei Obama keinen Willen zum Kompromiss. Selbstbewusst sagt der Präsident seinem Stab, er könne den frischgebackenen Sprecher des Repräsentantenhauses, John Boehner, herumdrehen: «Er ist ein Golf spielender, Zigarett-

ten rauchender Country-Club-Republikaner, der für einen Deal zu haben ist. Ich kenne mich gut aus mit diesem Typen.»

Ein grosser Handel – *big bargain* –, wie er für das Staatsbudget unabdingbar ist, bedarf guter Beziehungen unter Präsident und Kongressführern. Einige Präsidenten vermochten das Terrain zu ebnen, Reagan zum Beispiel und Clinton. Auch zwischen Obama und Boehner gab es Annäherungsversuche. Woodward nennt sie die «Merlot-und-Nicorette-Treffen», bei welchen Boehner Wein trank und kettenrauchte, während der Präsident Softdrinks zu sich nahm und Zigarettensatz kaute. «Anfänglich machten sie einige Fortschritte», so Woodward. Doch Obama sei schnell die Geduld ausgegangen. «Es gibt eine Qualität, die ein Präsident haben muss: *stamina*.» Ausdauer, Stehvermögen. Obama habe sie nicht.

Doch Obamas Kerndefizit ortet er tiefer. «Sein Wille, die Ausgaben zu drosseln, ist nicht gross», stellt Woodward fest. «Die Rhetorik ist da. Er sagte mir: <Ich bin gerne bereit, die Wahl zu verlieren, wenn ich dieses Problem lösen kann.>» Intellektuell verstehe er das Ausmass der Gefahr für die USA, doch Taten seien keine gefolgt.

Die Kongress-Republikaner, welche gegen Steuererhöhungen und für rigorose Sparmassnahmen plädierten, waren nicht die Einzigen, die mit Obamas Kurs Mühe bekunde-

ten. Auch im Lager der Demokraten wuchs der Unmut über den Präsidenten. «Es war unglaublich», sagt Chris Van Hollen, führender Demokrat im Budget-Komitee. «Die Administration schien keine Strategie zu haben. Es schien keine Kernprinzipien zu geben.» Auch Vizepräsident Joe Biden gab Woodward seinen Unmut zu Protokoll. Er würde die Verhandlungen «total anders» führen, wenn er das Sagen hätte.

«Status Quo, nur schlimmer»

Selbst zu den eigenen Spitzen im Kongress fehlte Obama der Draht. Harry Reid (Senat) und Nancy Pelosi (Repräsentantenhaus) waren von Obamas Krisenmanagement derart desillusioniert, dass sie schliesslich mit Boehner ihren eigenen Deal aushandelten. Obama, so Woodward, sei «von der Insel verstossen und in sein Haus verbannt worden».

«Es ist eine Welt des Status quo», lautet Woodwards Resümee der Obama-Ära, «bloss schlimmer.» Wie schlimm, zeigen die neusten Zahlen des US-Finanzministeriums: Anfang September wurde die Schallmauer von sechzehn Billionen Dollar Schulden durchbrochen. Statt zu sparen, hat Obama das Land mit einer galoppierenden Haushaltspolitik um sechs weitere Billionen verschuldet. Die USA wanken, wie Woodward feststellt, an der «fiskalischen Klippe».

Im Wahlkampfgetümmel ist «The Price of Politics» nicht nur eine aufschlussreiche Lektüre, sondern eine beunruhigende dazu. Das Buch lässt wenig Raum für Zuversicht, sollte der «grosse Orator» wiedergewählt werden.

Bob Woodward: The Price of Politics.
Simon & Schuster. 416 S., Fr. 42.90



«Wir haben die Stimmen. Fuck'em»: Obama (r.) mit Republikaner-Führer Boehner.

Top 10

Knorr's Liste

1	The Dark Knight Rises Regie: Christopher Nolan	★★★★★
2	Hope Springs Regie: David Frankel	★★★★☆
3	Magic Mike Regie: Steven Soderbergh	★★★★☆
4	Ai Weiwei. Never Sorry Regie: Alison Klayman	★★★★☆
5	Ted Regie: Seth MacFarlane	★★★★☆
6	Brave Regie: Mark Andrews	★★★★☆
7	The Bourne Legacy Regie: Tony Gilroy	★★★☆☆
8	The Rum Diary Regie: Bruce Robinson	★★★☆☆
9	The Expendables 2 Regie: Simon West	★★★☆☆
10	The Cabin in the Woods Regie: Drew Goddard	★★☆☆☆

Kinozuschauer

1 (-)	The Bourne Legacy Regie: Tony Gilroy	21 584
2 (1)	Step Up: Miami Heat Regie: Scott Speer	14 733
3 (4)	Hope Springs Regie: David Frankel	10 621
4 (2)	The Expendables 2 Regie: Simon West	10 509
5 (3)	Magic Mike Regie: Steven Soderbergh	7 561
6 (5)	Ted Regie: Seth MacFarlane	5 953
7 (6)	The Cabin in the Woods Regie: Drew Goddard	2 761
8 (7)	Starbuck Regie: Ken Scott	2 757
9 (9)	To Rome with Love Regie: Woody Allen	2 697
10 (-)	Ice Age 4 Regie: S. Martino / M. Thurmeier	2 463

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (1)	Intouchables (TBA)
2 (2)	The Avengers (Disney)
3 (4)	American Pie 4 (Universal)
4 (3)	Hunger Games (Impuls)
5 (-)	The Grey (Ascot Elite)
6 (5)	Battleship (Universal)
7 (6)	The Lucky One (Warner)
8 (8)	Türkisch für Anfänger (Rainbow)
9 (7)	Hugo (Ascot Elite)
10 (9)	Der Verdingbub (Ascot Elite)

Quelle: Media Control



Schritt für Schritt weg vom Idealismus: Parteichefin Nyborg Christensen (Sidse Babett Knudsen).

Serien

Wenn Macht zur Droge wird

Die dänische Polit-Reihe «Borgen – Gefährliche Seilschaften» ist ein Meisterwerk, das es leicht mit der US-Konkurrenz aufnimmt. *Von Wolfram Knorr*

Mit gewinnendem Selbstbewusstsein, wattiert mit Charme, navigiert sie ihr Leben erfolgreich durch Politik und Privatleben – aber leider nicht lange. Als sie zur dänischen Premierministerin gewählt wird, verändert sich durch Intrigen, Koalitions-Querelen, Verhandlungs-Hickhack und Proportions-Gerangel im Kabinett und in Fraktionen das Leben von Birgitte Nyborg Christensen, Parteichefin der Moderaten, verheiratet, Mutter zweier Kinder. Schritt für Schritt entfernt sie sich vom Idealismus, mit dem sie die Verhältnisse verändern wollte. Von Männer-Gockeleien, Eitelkeits-Gezänk und Medien-Penetranz gebeutelt, landet sie in der Realpolitik, kommt in der unschönen Wirklichkeit an und praktiziert, was einst Machiavelli empfahl: «Ein Fürst sollte wissen, dass es viel sicherer ist, gefürchtet zu werden als geliebt.» Leider verhält sie sich auch in der Familie so.

Moderne Comédie humaine

Mit hoher Intelligenz, emotionalem Furor, unglaublicher Spannung und überrumpelnder Realitätsnähe dramatisiert die dänische TV-Serie «Borgen – Gefährliche Seilschaften», die es mit US-Serien wie «The West Wing» ohne weiteres aufnehmen kann, den psychologischen Prozess zur inneren wie äus-

seren Verhärtung. Die dänische Polit-Serie, Äonen entfernt von spiessig-steifen deutschen TV-Polit-Filmen à la «Konrad Adenauer – Stunde der Entscheidung», ist wahrhaftige, moderne Comédie humaine, kein Volkshochschulkurs.

Die Fiktion war schneller als die Realität

Birgitte, von Gatte Phillip zunächst gestützt, entfernt sich mental immer mehr von ihm und den Kindern, bis er sogar die Scheidung einreicht und sie vor die Frage stellt, wie weit sie gehen wolle, um an der Macht zu bleiben. Sie wird buchstäblich zur Droge, und die Sucht macht einsam. Bald ist Birgitte häufiger im Büro als im Heim. Hier war die Fiktion schneller als die Realität: Im September 2011 wurde mit Helle Thorning-Schmidt tatsächlich eine Frau an die Spitze der dänischen Regierung gewählt. Wie sich die fiktive Birgitte zwischen politischer Macht, den Medien, die ihr in Gestalt einer ehrgeizigen blonden TV-Moderatorin das Leben schwermachen, und ihrem Privatleben zu behaupten versucht, das ist atemberaubend, grandios gespielt von Sidse Babett Knudsen als Birgitte Nyborg. Auch die Restbesetzung ist erste Sahne. Der Titel «Borgen» leitet sich von Christiansborg ab, dem Sitz der Regierung, des Parlaments und des Obersten Gerichtshofs Dänemarks.

Die Serie von Adam Price wurde von 5,5 Millionen Dänen verfolgt; die Mehrheit fieberte mit, wie sich Birgitte Nyborg an der Realpolitik die Zähne ausbeisst, investitionsfreudige Unrechtsherrscher akzeptiert, einen Abhörskandal nutzt, um eine Ex-Freundin über die Klinge springen zu lassen, eine Frauenquote gesetzlich verankern will, einen alten Polit-Gefährten opfert, um ihre Macht nicht zu gefährden, und mit den Medien um günstige Berichte rangelt. In Dänemark ist die zweite Staffel auf dem Markt, die dritte ist in Produktion. Ein US-Network kaufte die Rechte und plant ein Remake! SF 1 zeigt die Folgen jeden Montag, leider erst um 23.45 Uhr, Arte wird im November mit der zweiten Staffel beginnen. Gott sei Dank gibt's die komplette erste Staffel (zehn Episoden) auf DVD. ★★★★★

Weitere DVDs

The Kennedys — Ein «Grundirrtum des Klassizismus», so Egon Friedell in der «Kulturgeschichte Griechenlands», sei das «fahle Schulzimmermodell», das man vom griechischen Leben und von der Kunst übrigliess; man habe von beidem «die Farbe abgewaschen». Einem ähnlichen Prozess wurden die Kennedys in der gleichnamigen achteiligen Mini-Serie unterzogen. Ziemlich fahl und leisetreterisch wird das Leben des legendären



Mit Samthandschuhen: JFK (Greg Kinnear).

Kennedy-Clans geschildert. Vom irischen Patriarchen Joseph Kennedy, der ums Verrecken einen seiner Söhne als Präsidenten sehen wollte; den ersten im Krieg verlor, dann John F. für die Rolle bestimmte, bis sich, nach dem Attentat, Robert als Kandidat aufstellen liess und ebenfalls einem Attentat zum Opfer fiel. Das hat das Zeug zu einer griechischen Tragödie, doch die Autoren Joel Surnow und Stephen Kronish («24») gingen mit Samthandschuhen an den Stoff heran und wurden trotzdem gescholten. Erst sollen die Kennedys Druck ausgeübt haben, dann wurde die Serie in den USA abgesetzt, weil «sexuelle Abenteuer» im Weissen Haus angedeutet werden! Dabei schrammt sie öfter mal den Kitsch. Greg Kinnear als John F. ist überzeugend. ★★☆☆☆



Nach oben: Jim Profit (Adrian Pasdar).

Profit — Vor sechzehn Jahren startete die gewagte Serie mit einem unglaublichen Charakterschwein als perfidem Helden. J. R. Ewing («Dallas») war ein Waisenknabe dagegen. Soziopath Profit (Adrian Pasdar) schreckt vor keiner Gemeinheit und Sauerei zurück, um in einer Firma nach oben zu kommen. Ein aalglatter, eiskalter Mephisto, der häufig direkt in die Kamera spricht, um den Zuschauer zum Kumpel zu machen. Das ist tückisch, kam aber viel zu früh. Die böse Kapitalismuskritik löste in den USA Proteste aus, flopte und wurde nach acht Folgen eingestellt. Jetzt gibt's die DVD. ★★☆☆☆

Fragen Sie Knorr

Haben Sie eine Erklärung dafür, warum der Oscar-nominierte Film «Moneyball» mit Brad Pitt hier nicht ins Kino kommt? D. K., Baar



«Moneyball» ist ein Sportfilm, noch dazu einer über das – für uns – schwer verständliche uramerikanische Rasenschach mit Keule, Pitcher, Baseman und so weiter: Baseball. So was floppt hierzulande; und dass ein Star vom Range Brad Pitts eine Hauptrolle spielt, ist auch keine Sicherheit für Erfolg (mehr). Nur

ist «Moneyball» kein typischer Sportfilm. Er spielt weniger auf dem Feld als vielmehr neben ihm. Es geht um Grabenkämpfe, Konkurrenz, Wegkäufe, Aussenseiter, kurz: um die Kunst, eine Mannschaft aufzubauen und zu halten. Weil es bei uns Vergleichbares eben nicht gibt (man stelle sich so was über die Probleme eines Fussballklubs vor), hat auch ein Sportfilm dieser Art hier keine Chance. Dafür gibt es ihn – Gott sei Dank – auf DVD.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Radio-Kritik

Dumm gelaufen

Von Rico Bandle

Man macht sich auf eine gehörige Portion Sozialromantik gefasst, wenn das «Echo der Zeit», das Nachrichtenflaggschiff von Radio DRS, «Gedanken über die alte, die neue und die wahre Heimat am Vorabend der Asylrechtsdebatte im Nationalrat» ankündigt. So viel verklärendes Pathos, wie das in dem darauffolgenden Beitrag den Hörern zugemutet wird, ist dann aber selbst für den staatsnahen SRG-Sender aussergewöhnlich.

DRS-Redaktor Sascha Buchbinder besuchte mit einer Tamilin und einem Tamilen die Asyldebatte im Ständerat. «Bern, Bundeshaus, Hintereingang – hier steht an, wer nicht dazugehört», sagt Buchbinder mit dumpfer Stimme, als berichte er über eine Gassenküche in einem afrikanischen Slum. Was nach einem Fall schwerwiegender Diskriminierung mitten in der Schweiz tönt, ist in Wirklichkeit ein normaler Vorgang: Alle Gäste der Zuschauertribüne müssen beim Hintereingang Sicherheitskontrollen über sich ergehen lassen, egal ob Schweizer oder Tamilen.

Neuer Schauplatz. Buchbinder besucht einen der Tamilen zu Hause in Zug. «Sechsstöckige Neubauten ragen hinter dem Bahnhof in den Himmel. Auf den Firmenschildern: PWC, Nord Stream, BASF, Glencore. Hier macht sich niemand die Finger schmutzig.» Was der Rohstoffkonzern Glencore, das Feindbild aller Kapitalismus- und Globalisierungskritiker, mit dem Asylthema zu tun hat, bleibt rätselhaft, ebenso, was das mit den schmutzigen Fingern soll. Als ob sich der DRS-Reporter einen Finger schmutzig gemacht hätte.

Zurück im Bundeshaus. Die Ständeratsdebatte wird nach einigen Voten vertagt. Dumm gelaufen. «Wir gehen zum Ausgang, bleiben unter den drei steinernen, blockhaften Eidgenossen stehen. Steinern, müde auch die Gesichter der beiden Besucher. Das Lachen ist weg», sagt Buchbinder. Die Tamilin sagt ins Mikrofon: «Das hat mich traurig gemacht, weil es für jeden Menschen traurig ist, der das eigene Land verlassen muss.» Traurig ist man auch als Hörer – darüber, dass das gebührenfinanzierte Radio einen solchen Beitrag durchgehen lässt.

Echo der Zeit: Sonntag, 18 Uhr, DRS1.

Nicht Erbfolge, nicht Vatermord

Von Peter Rüedi

Als John Coltrane 1967 starb, hinterliess er eine Lücke wie vor ihm nur Charlie Parker. In beiden Fällen blühte ein Kult auf, der bizarre Ausmass annahm, im Fall von Trane befördert durch die Wendung zum Spirituellen, die er in den letzten Jahren selbst eingeleitet hatte. In beiden Fällen suchten die Nachahmer, sozusagen unter Schock, dem Horror Vacui durch Kopieren zu entkommen. Kein Tenorsaxofonist, der nach Coltrane nicht versucht hätte, wie er zu klingen. Wie schwer musste der Schatten erst auf seinem leiblichen Sohn gelastet haben?

Zwei Jahre vor dem Tod des Vaters geboren, von seiner esoterischen Mutter, der Pianistin Alice, auf den Namen Ravi getauft (nach dem indischen Sitar-Virtuosen Shankar), entschied er sich auch noch für die Instrumente des Über-Vaters, das Tenor- und das Sopransax. Kam dazu, dass der junge Ravi bald von den ehemaligen Partnern Tranes engagiert wurde, Elvin Jones und McCoy Tyner. Allein, er suchte seinen eigenen Weg. Auf seinem ersten Album bei Blue Note hat er ihn entschieden gefunden. Es ist weder Erbfolge noch Vatermord. Seine eigene Stimme hat er schon länger. Sie ist weit entfernt vom magisch-manischen Zug des Alten, rhythmisch komplexer und kleinteiliger, feiner gestrickt, kontrollierter gewoben, im Ton näher bei Wayne Shorter oder Joe Lovano. Das Album trägt den Titel «Spirit Fiction», und auch der signalisiert gleichzeitig die Nähe wie die Entfernung zum Vater. Es zeigt Ravi mit zwei Formationen: der *working group* der letzten Jahre (Luis Perdomo, p, Drew Gress, b, E.J. Strickland, dr); und einem Quintett mit Geri Allen (p), James Genus (b), Eric Harland (dr) und Ralph Alessi (tp).

Die erste ist straffer organisiert, die zweite lockerer und vielleicht eine Spur inspirierter. Für eine Nummer stösst Joe Lovano zu ihr und für ein zauberhaftes Trio über Paul Motians «Fantasm»: ein kunstvoll polyfones Geflecht von zwei Saxofonen und Allens Piano. Keine Anbiederung: nicht bei vermeintlich aktuellen Moden, nicht bei der Vergangenheit und schon gar nicht bei Coltrane am Älteren.



Ravi Coltrane: Spirit Fiction.
Blue Note 509999 18937 2 7

Verfilzt und verholzt

«Das Handwerk des Teufels», die rabenschwarze Reise in die Hölle religiösen Wahns. Von Wolfram Knorr



Logik des Wahns: Schriftsteller Pollock.

Der Boden von Ohio ist von einer Giftflora verseucht, die die Hinterwäldler in den wilden Wahn der Heilssuche versetzt. Der geringste Ansatz von Vernunft ist längst ausgetrieben. Innerlich und äusserlich verarmt, brüten sie im Glaubensfieber, aus dem heraus sie zu grausamen Handlungen und tückischen Bosheiten greifen und das sie in teuflische Triebe und gnadenlose Heuchelei kippen lässt.

Da ist der Wanderprediger Theodore, ein Säufer im Rollstuhl, querschnittgelähmt, pädophil, der mit seinem Kumpel Roy durch den «Bible Belt» stromert, um den Habenichtsen ihre letzten Dollars abzuknöpfen. Roy schluckt Spinnen, giftige, um den armen Wichten vorzuführen, dass das Böse keine Chance hat, huldigt man nur mit tiefer Überzeugung dem Herrn. Anders als Theodore, ein finsterner und gieriger Heuchler, sitzt Roy seinem eigenen Wahn auf und schlitzt seiner Frau die Kehle auf, felsenfest überzeugt davon, dass er sie kraft seines Glaubens wieder zum Leben erwecken kann. Gott sei Dank ist sein Opfer noch gläubiger als er, weshalb es den Mord beseligt hinnimmt.

Hoffnungsträger, der keiner ist

Kriegsveteran Willard haust mit seinem Jungen Arvin draussen in der Einöde und greift zu immer grösseren Blutopfern. Erst sind es Eichhörnchen, die er blutend an einen Baum hängt,

dann ist's Arvins Hund, und weil sich trotzdem das Krebsleiden von Willards Frau nicht bessert, müssen Menschen dranglauben. Aber keine Gnade macht sich bemerkbar, nur Larven fallen vom barbarisch stinkenden «Gebetsbaum». Knockemstiff heisst das Kaff der Rednecks, wo Schwarzgebranntes verschelbelt wird und die Kellnerin Sandy mit ihrem perversen Freund durch die einsame Gegend gurkt, Tramper aufnimmt, sie erst zum Sex (mit Sandy) nötigt, um sie dann zu ermorden und das Ganze zu fotografieren. Sandy ist zwar jung, sieht aber aus wie eine alte Frau.

Donald Ray Pollock (57), selbst aus Ohio stammend, Schulabbrecher, Schlachthaus-Malocher, Fernfahrer, hat in den achtziger Jahren in Abendkursen seinen Schulabschluss nachgeholt, an der Ohio State University studiert und 2008 mit dem Erzählungsband «Knockemstiff» debütiert. «Das Handwerk des Teufels» («The Devil All the Time»), von Peter Torberg blendend übersetzt, ist sein erster Roman – und der geht an die Nieren. Religiöser Fanatismus zieht sich, auf dem Hintergrund des Asketismus der Gründer-Puritaner, wie ein roter Faden durch die amerikanische Literatur – wie etwa bei John Steinbeck («Jenseits von Eden»), Flannery O'Connor («Wise Blood») oder Davis Grubb («Night of the Hunter»). Doch keiner versuchte je so radikal und unbedingt der Ursache und der Logik des Wahns auf den Grund zu gehen wie Donald Ray Pollock. Genau das aber macht seine Reise hinunter in die Seelen-Katakomben des religiösen Fanatismus zu einem brandaktuellen Roman, angesichts der aufflammenden Frömmigkeit in allen Weltecken.

Pollock, der sich in dem Jungen Arvin porträtiert, schildert in seiner rigorosen Lakonie das Dunkel und die Wirrnis jener vollkommen allein gelassenen Hillbillies, die im Glauben den einzigen Halt in ihrem zerklüfteten Dasein sehen. Um ihn bestätigt zu bekommen, um ihn durchsetzen zu können, kippen sie ins Barbarische, fern von jeder Moral, sozial und seelisch verfilzt und verholzt von der abgewandten Seite des Lebens. Überall wuchert nur Fäulnis, die sie mit finsterner Bigotterie ignorieren.

«Das Handwerk des Teufels» ist ein rabenschwarzer Trip ins Herz der Finsternis. Statt Heil gibt es nur die Hölle, und die wütet in jedem – auch im jungen Arvin, dem Hoffnungsträger. Er ist es aber nicht.

Donald Ray Pollock: Das Handwerk des Teufels.
Liebeskind. 303 S., Fr. 29.90

Grüne Welle

Die Schauspielerin Anna Tenta lebt nach dem Motto «Nicht probieren ist schlimmer als scheitern». Von Hildegard Schwaninger



«Meine heimliche Liebe ist der Film»: Anna Tenta.

Die Schauspielerin und Tänzerin **Anna Tenta** steht zurzeit im Berner Stadttheater auf der Bühne (bis 12. Oktober). In «True Nature», einem Stück über die unheilvolle Allianz von Spiritualität und Business, das sie mit Bühnenpartner **Hannes Glarner** inszeniert hat, spielt sie eine Yogalehrerin. Sie zeigt dabei so spektakuläre Verrenkungen, dass sie seit der Uraufführung im Zürcher Theater am Neumarkt von Yoga-Anhängern oft um Unterricht angefragt wird. «Wenn alle Stricke reißen, kann ich immer noch ein Studio aufmachen», sagt sie lachend. «Aber ich arbeite daran, dass das nicht passiert.»

Anna Tenta ist eine typische Künstlerin ihrer Generation. Sie ist knapp über dreissig, bildhübsch und ehrgeizig, ein nordischer Typ zwischen **Ingrid Bergman** und **Naomi Watts**. Jeden Tag nimmt sie tapfer in Angriff nach dem Motto: «Es gibt Dinge, die gehen gut und Dinge, die gehen schlecht, aber man muss dranbleiben.» Diesen Freitag tritt sie im Ber-

ner Stadttheater als Gast beim Liederabend des Berner Schauspiel-Ensembles «Berner, hört die Signale» auf. Mit einem selbstkomponierten Lied, das sie beim Casting in Bern vortrug, worauf sie sofort engagiert wurde.

2009 bekam sie den Anerkennungspreis der Stadt Zürich im Bereich Tanz, im Sommer drehte sie für das Fernsehen die Krimiserie



Spektakuläre Verrenkungen: Tenta, Glarner.

«Soko Donau» mit dem Schweizer Regisseur **Manuel Flurin Hendry**, kürzlich hat sie in Amerika gedreht, und Schauspielercoach **Eric Morris**, der auch **Jack Nicholson** betreut hat, machte ihr Mut. In Wien hat sie eine Managerin, **Stella Fürst**, die sich um alles kümmert, und natürlich hat sie etwas ganz Grosses in der Pipeline, über das sie aber jetzt noch nicht reden mag.

Die aufstrebende Künstlerin ist die Tochter einer Schweizer Musikerin (Harfenistin), die in Thun lebt, und eines Salzburger Musikers. Die Eltern haben sich am Mozarteum kennengelernt, wo Anna nach der Schule in der Schweiz schon mit sechzehn ihr Studium Musik und Tanz begann. Anschliessend tingelte sie als Tänzerin durch die Welt.

Heute wohnt Anna Tenta in Zürich im Kreis 4. Aus ihrer Verbindung mit dem Opernregisseur **Joachim Schlömer** hat sie einen dreijährigen Sohn, **Johnny**, der – wie könnte es anders sein? – «der wichtigste Mann in meinem Leben» ist. Die Familie ist ein modernes Patchwork, der Vater hat Kinder aus drei Ehen, die Mutter ist auch wieder verheiratet.

Die Illusionen hat sie sich von der Realität des Lebens nicht rauben lassen. «Ich bin total optimistisch für mein Leben», sagt sie. «Seit 2010 arbeite ich vor allem als Schauspielerin, seither habe ich die grüne Welle.» Sie spielte kleine Rollen in Independent-Filmen, und da sie vor der Trennung ihrer Eltern in Rennes gelebt hat, ist sie auch für französische Rollen einsetzbar. Sie spielt sowohl die liebe süsse Freundin als auch die verrückte Hexe – «am liebsten aber Frauen, die ein Geheimnis haben und die etwas draufhaben, die nicht so tussihft sind und bei denen das Frausein sekundär ist».

Mit ihren riesigen blauen Augen blickt sie in die Welt, als würde sie immer noch gern in ihrem Wolkenkuckucksheim leben, was als alleinerziehende Mutter natürlich nicht geht. Doch der Humor ist ihr geblieben. «Ich träume mich immer ganz weit nach oben», sagt sie. Die Realität sei aber manchmal auch ein Werbefilm. «Kürzlich machte ich Reklame für Bademode, das war der Tiefpunkt meiner Karriere. Bademode-Aufnahmen für eine über Dreissigjährige, das ist nicht nichts.»

Seit Anna Tenta mit siebzehn Jahren den Film «Der Spiegel» von **Andrei Tarkowski** gesehen hat, wusste sie, dass sie Schauspielerin werden will. «Zwölf Jahre lang bin ich auf der Bühne gestanden, aber meine heimliche Liebe ist der Film.» Darum geht sie zu vielen Castings. «Ich habe nichts zu verlieren», sagt sie. «Scheitern ist nicht schlimm, nicht probieren ist schlimm.»

Im Internet

www.schwaningerpost.com



Mein Pilot

Unser Kolumnist erzählt von einem Oktoberfest (in Zürich), und er hat Neuigkeiten aus Paris. Von Mark van Huissingling

Vergangene Woche war ich in Paris; das heisst, um genau zu sein, war es diese Woche. Bevor ich davon schreibe, etwas über eine Veranstaltung in Zürich. Im «Meylenstein» in Zürich Tiefenbrunnen fand ein sogenanntes Oktoberfest statt (mit dem Besitzer der Autowaschanlage und Bar/Lounge, Beat Meyerstein, sowie den Veranstaltern Janine und Marlene Meyerstein bin ich bekannt, und wir arbeiten gelegentlich zusammen – MvH befragt dort ohne Regelmässigkeit Träger halbfetter Namen vor Gästen). Wenn wir es von Gästen haben: An den Interview-Anlässen von MvH ist die Zahl der Besucher, sagen wir, manchmal nicht sehr hoch. Am Oktoberfest waren 250 Leute (oder mehr), die an langen Tischen auf Bänken sassen (mit am Tisch, an dem Ihr Kolumnist war, Ciriaco Sforza oder Pascal Zuberbühler). Mit anderen Worten, Brauchtum schlägt Populärkultur.

Weitere besondere Vorkommnisse: Schätzungsweise 85 Prozent der Frauen sowie 80 Prozent der Männer hatten den Dresscode «In der Tracht liegt die Macht!» (Einladungstext) mehr oder weniger ernst genommen beziehungsweise sich entsprechend gekleidet. MvH, nur zum Sagen, verkleidet sich nicht, weil er findet, seine Kleidung sei ein Look und deshalb schwer veränderlich (der Dresscode, dem er folgt, ist *black tie*). Was man oft hört, dass Münchner Bier «dünn» sei nämlich und man darum ohne Probleme zwei, drei Mass (eine Mass = 1 Liter) trinken könne, scheint eine Falschmeldung zu sein – viele Besucher waren in *high spirits*, um es wohlmeinend zu sagen (nächstes Oktoberfest im «Meylenstein» am 4. Oktober).

Nach Paris: In der Stadt ist wenig los im Augenblick respektive wenig Verkehr auf den Strassen. Es sah aus, als seien die, die ein Auto bezahlen können, bereits nach Genf oder Brüssel abgehauen (weil Präsident Hollande die Steuer für «Gutverdiener» [über 150 000 Euro/Jahr] auf 45 Prozent erhöht hat beziehungsweise für Reiche [über 1 000 000 Euro/Jahr] auf 75 Prozent erhöhen will), dafür gibt es viele MP3-Roller von Piaggio, die hinten ein Rad und vorne zwei Räder haben – *pas très chic*. Ich war Gast von Zenith, einer Schweizer Uhrenmanufaktur, die zu der Louis-Vuitton-Moët-Hennessy-Gruppe (LVMH) gehört. Bernard Arnault, Chef und Mitbesitzer von LVMH, nebenbei, hat vor kurzem bekanntgegeben, er wolle auch die belgische Staatsbürgerschaft (und das habe keinen Zusammenhang mit den Steuererhöhungen, sagt er; ich finde, es zeigt Grosszügigkeit, dass er eingeladen hat).

Die Veranstaltung zur Feier der (ziemlich) neuen Zenith-Kollektion «Pilot» fand statt im Musée des arts et métiers im 3. Arrondissement; dieses nimmt unter anderem die Kirche und das Refektorium der ehemaligen Abtei St-Martin-des-Champs ein (Wikipedia). Was dort, neben den an diesem Abend vorgestellten grossen und sehr grossen Fliegeruhren, ferner interessant ist: das Foucaultsche Pendel. Als Stammleser dieser Spalte, klar, denkt man dabei an den Roman von Umberto Eco, mit dem man vielleicht bekannt ist, und den man, *naturalmente*, auf Italienisch gelesen hat («Il pendolo di Foucault»). Worum es im Musée aber geht: das lange Fadenpendel, mit dessen Hilfe die Erdrotation nachgewiesen werden kann. Bei dem sich dort befindenden Pendel handelt es sich um das Original, übrigens.

Jean-Frédéric Dufour, Zenith-Chef, stellte den Markenbotschafter Felix Baumgartner vor respektive was dieser vorhat: Aus 30 Kilometer Höhe oder so sich abwerfen lassen von einem Ballon, dank dem er so hoch aufsteigen konnte, um als Mensch im freien Fall Schallgeschwindigkeit (zirka 1235 Stundenkilometer) zu erreichen (eine ihn umhüllende Kapsel bietet Schutz vor dem Verbrennen, falls ich es richtig verstanden habe). Ich wünsche Felix Erfolg und denke, er wird es schaffen, wenn er es versucht Anfang Oktober in New Mexico. Mir fiel auf, nur zum Sagen, dass er der Langsamste war nach der Landung im Flughafen von Paris (traf als Letzter beim Treffpunkt ein) sowie dito bei der Rückfahrt nach Charles de Gaulle (Letzter beim Fahrzeug vor dem «The Westin Paris – Vendôme»-Hotel).

Die gute Nachricht aus Zürich: Heute erscheint die neuste Stil-Ausgabe der *Weltwoche* (MvH ist der Redaktionsleiter). Zum ersten Mal mit eigenem Namen und Auftritt – *WW-Magazin*. Abonnenten der *Weltwoche* erhalten sie gratis, alle anderen kaufen sie an (grösseren) Kiosken.

Gesellschaft

Komm allein

Von Beatrice Schlag — Von Freunden und ihrem ungeliebten Anhang.

Jeder kennt den Fall, keiner kann ihn lösen: Die engste Freundin, der beste Freund, die Schwester oder der Bruder haben Partner, die man nicht ausstehen kann. Man verabredet sich mit ihnen nach Möglichkeit solo, aber bei manchen Treffen ist die Einladung des Anhangs nicht zu vermeiden. Vor allem Verwandte kann man unmöglich bitten, allein zu einem Geburtstag, einer Hochzeit oder einem familiären Weihnachtsessen zu erscheinen.

Ist der Anhang nur langweilig, schafft das wenig Probleme. Kein Mensch hat einen Langweiler wirklich in der Nase. Für ein so intensives Gefühl ist er viel zu fad. Man fragt sich allenfalls, wie die Freundin oder der Freund mit so wenig häuslicher Anregung über die Runden kommt. Viel schwerer auszuhalten sind die Partner, die unsere Freunde in unserem Beisein wie Dreck behandeln, ohne dass man einen Mucks sagen darf. Oder sie verhöhnen und kleinmachen, was leider Frauen sehr viel öfter tun als Männer.

Am allerschlimmsten sind die, die einen anflirten oder unvermittelt zu küssen versuchen, wenn unsere Freundin gerade das Geschirr in die Küche trägt. Dass das alles andere als selten passiert, wissen viele Frauen. Deswegen schätze ich, es sind eher Männer, die sich an die beste Freundin ihrer Frau heranmachen als umgekehrt. Aber darauf würde ich nicht wetten. Männer sind sehr zurückhaltend mit der Preisgabe solcher Geschichten.

Das Üble an der Konstellation ist, dass man sie schwer vertuschen kann und manchmal auch nicht will, weil man zu empört ist. Dabei rät jeder Pop-Psychologe eindringlich davon ab, sich abfällig über den ungeliebten Anhang geliebter Freunde zu äussern, weil es nicht den Anhang, sondern die Freundschaft belastet. Und dass Paarbeziehungen zu den unergründlichen Phänomenen gehören, die nicht einmal das Paar selber begreift und Aussenstehende schon gar nicht, weiss man ohnehin. Aber die Einsicht schafft die Erfahrung nicht aus der Welt, dass auf Dauer etwas auf der Strecke bleibt. Meist ist es das Wohlgefühl, mit jemandem, der einem nahe ist, über alles reden zu können. Manchmal ist es die Freundschaft.



Training und Bewegung

Von Jürg Zbinden

1 — Vom Coolness-Faktor der Sonnenbrille von *Vogue for Men* ist Mann geblendet. Wie die Damenwelt auf den getönten Anblick reagiert, wird sich zeigen. Erhältlich zum Verkaufspreis von Fr. 130.– im Optikfachhandel.

1



2 — Ob im Trott, im Eilschritt oder im Spurt, die Bedeutung des Laufschuhs ist unumstritten. Der «XR Mission» von Salomon setzt auf dem Asphalt und im Gelände neue Massstäbe, und er verbindet ein geringes Gewicht sowie ein harmonisches Abrollverhalten mit einer hervorragenden Dämpfung und ausgezeichnetem Halt. Zwischensohlen sorgen für den sogenannten Energy-Return-Effekt. Sie nehmen die Energie beim Aufsetzen auf und geben sie beim Abstoss wieder ab. Die Vorwärtsbewegung wird dadurch noch kraftvoller, und das Abrollverhalten bleibt gleichmässig, vom Aufsatz bis zum Abdruck. Mit patentiertem Schnellschnürsystem. Der Salomon «XR Mission» ist für Fr. 180.– im Sportfachhandel erhältlich.

2



3 — Der Flakon erinnert an eine sportliche wie handliche Wasserflasche. Der Duft ist ein energetischer, spritziger Cocktail, gewürzt mit schwarzem Pfeffer, aromatischen Herznoten und dem erfrischenden und belebenden Charakter von Zedernholz. Der sportliche Herrenduft «Let's Move» von United Colors of Benetton ist mit Fr. 22.– für 40 ml ein ausgesprochen preiswertes Eau de Toilette. Für die junge Frau gibt es «Let's Love» (30 ml) zum selben Preis.

3



4 — Zweimal zehn Minuten pro Woche auf der Power Plate sind optimal, um Übergewicht oder Rückenschmerzen entgegenzuwirken. Die Power Plate «my7» ist das neueste Gerät aus der Modellreihe für zu Hause. Mit neuem Multifunktions-Touchscreen und dynamischem Seilzugsystem ausgestattet, bietet die Power Plate «my7» 250 individuelle Trainingsprogramme mit tausend verschiedenen Übungen. Unterstützung erhält man dabei vom virtuellen persönlichen Trainer, der im Gerät integriert ist. Weiter verfügt die Plate über eine USB-Schnittstelle sowie Internet-Anschluss und WLAN. Dies gibt den Usern weltweit die Möglichkeit, sich auszutauschen und neue Programme herunterzuladen. Die Power Plate «my7» ist im Handel erhältlich für Fr. 13 980.– inkl. MwSt., Leasing ab Fr. 369.35 inkl. MwSt. pro Monat. Weitere Infos unter www.powerplate.ch.

4



Die Süsse des Lebens

Von Peter Rüedi



Eine Weinkolumne ist nicht der Ort für Bekehrungen. Ohne eine Portion Glauben kommen ja auch Agnostiker nicht aus (sind sie Wissenschaftler, nennen sie den Glauben einfach «Hypothese» oder «Wahrscheinlichkeit»). Sobald das Wort einen Anspruch auf Alleinselig-sprechung meint, wird mir, berlinisch gesagt, blümerant. In meines Vaters Weinberg wächst so Unterschiedliches, dass jeder nach seiner Fassung selig werden soll (auch der, für den Seligkeit eine diesseitige Angelegenheit ist). Snobs verpassen die schönsten Seiten des Lebens.

Nun will ich ja nicht gerade das Loblied des Asti Spumante anstimmen (auch wenn's im Meer des Vergessens, das unter diesem Label perlt, inzwischen ein paar halbwegs mögliche Tropfen gibt). Aber der Moscato d'Asti, mit obigem Massenschäum nicht zu verwechseln, verdient eine Fanfare. Nicht dass ich jetzt gleich alle dazu missionieren wollte. Es gibt nun mal welche, die zucken vor jedem Dessert zurück (ich zum Beispiel), und der Moscato d'Asti ist ein solcher. Zumindest *prima vista* respektive *primo gusto*. Der leicht schäumende piemontesische Weisse ist von einer grossen *amabilità* (Lieblichkeit). Die Moste werden sanft gepresst, heruntergekühlt, kontrolliert vergoren und bei rund 5,5 Prozent Alkohol gestoppt. Der Rest ist Zucker. Aber nicht nur, im Fall eines Top-Moscato. Mit Delikatesse interpretiert, entwickelt die Traube auf ihrer Moschus- oder Holunderbasis eine überwältigende Aromenvielfalt (Pflirsich, Aprikosenblüten, Kräuter wie Salbei oder Thymian und so fort).

Beim Moscato kommt alles auf die Balance an, vor allem das Gleichgewicht von Zucker und Säure. Paolo Saracco ist einer der Weltmeister in diesem Fach. An alle Ideologen des Knochentrockenen: Wagt den Sprung über den Schatten, rein in die Süsse des Lebens! Ich trinke Moscato sehr kalt (die Aromatik ist noch immer üppig genug) – nicht zum Essen, dafür fast zu jeder Tageszeit. Mit ihm ist's wie mit Frank Sinatra oder Nat King Cole: Erst hält man's für Kitsch, dann entdeckt man das Raffinement, und am Ende ist man süchtig danach.

Saracco: Moscato d'Autunno 2011. 5,5%.
Silvino. Fr. 8.50. www.silvino.ch

An der Steinigung

Von Andreas Thiel — Ich sehne mich nach einer Zeit, in welcher selbst zornige Salafisten nur noch mit Sahnetorten nach uns werfen.

Fritz*: Wen steinigen wir denn hier eigentlich?

Hans*: Keine Ahnung, ich bin erst spät dazugekommen. Die Steine, die mir meine Frau eingepackt hatte, waren heute so schwer. Dabei wohnen wir nur einen Steinwurf von hier entfernt.

Fritz: Das ist aber praktisch.

Hans: Es ist nicht ungefährlich. Neulich hat uns einer bei einer Steinigung eine Scheibe eingeschmissen.

Kurt*: Man muss bei einer Steinigung immer darauf achten, dass man auf der richtigen Seite steht.

Fritz: Ja, Rechtshänder rechts und Linkshänder links, sonst kommt man sich in der Mitte beim Ausholen in die Quere.

Peter*: Es gibt auch immer wieder Querschläger.

Hans: Ja, die landen dann meistens bei uns im Garten.

Peter: Und was machst du mit den Steinen?

Hans: Die packt mir meine Frau dann ein.

Peter: Deine Frau packt dir die Steine ein?

Hans: Ja, aus unserem Garten.

Kurt: Das ist eine gute Idee. Die Steine, die hier rumliegen, werden viel zu wenig oft ausgetauscht. Und immer dieselben, bereits gebrauchten Steine zu werfen, ist irgendwie auch widerlich.

Peter: Man könnte die Steine wenigstens mal waschen.

Hans: Da will sich doch keiner die Finger schmutzig machen.

Kurt: Aber uns klebt dann das Blut von gestern an den Händen.

Peter: Manchmal findet man hier auch Steine mit Blumenmustern.

Hans: Die haben meine Kinder bemalt. Wenn es zu viele werden, dann gibt sie mir meine Frau wieder mit zur Steinigung.

Peter: Aber Versteinerungen habe ich an einer Steinigung noch nie gefunden.

Fritz: Sagt mal, lebt der da eigentlich noch? Man sieht ja gar nichts mehr von ihm.

Peter: Ach, da ist noch einer drunter? Ich dachte, wir räumen hier nur die Steine zusammen.

Fritz: So hört doch endlich zu werfen auf! Wir wollen ihm doch kein Mausoleum bauen.

Hans: Wen haben wir denn nun gesteigt?

Kurt: Ich glaube, es war irgend so ein Prophet.

Hans: Und was warf man ihm vor?

Kurt: Steine.

Hans: Ich fragte nicht, was man ihm nachwarf, sondern was man ihm vorwarf.

Kurt: Ach so, ich glaube, er hat was Falsches gesagt.

Hans: Was hat er denn gesagt?

Kurt: Es könnte sein, dass es ein Missverständnis war.

Hans: Wieso?

Kurt: Er hat gefragt, wer den ersten Stein wirft.

Hans: Und dann?

Kurt: Dann sind die ersten Steine geflogen.

Hans: Und das Missverständnis hat er dann nicht aufgeklärt?

Kurt: Er wollte noch, aber er ist nicht mehr dazu gekommen.

Fritz: Ich glaube, er hat dann noch gesagt, wer in einem Glashaus sitzt, soll keine Steine werfen.

Das war ein grosser Fehler, denn hier in der Gegend besitzt keiner ein Glashaus.

Kurt: Das kommt davon, wenn man so unbedacht daherredet.

Peter: Aber warum hat er sich denn nicht gegen die Steinwerfer gewehrt?

Kurt: Er hat vorher in seiner Rede immer wieder gesagt, er lehne Gewalt ab.

Fritz: Das war der Fehler.

Peter: Wieso?

Fritz: Damit hat er unterschwellig impliziert, wir würden Gewalt befürworten.

Kurt: Und so eine Gemeinheit lassen wir uns nicht zweimal sagen.

Hans: Das hat er jetzt davon.

Peter: Was?

Hans: Jetzt liegt er da unter dem Haufen.

Kurt: Es ist, als hätte er die Steine angezogen.

Fritz: Man sollte vorsichtiger sein mit dem, was man sagt, wenn man die Tendenz hat, geworfene Steine auf sich zu ziehen.

Hans: Er hätte vielleicht einfach nicht provozieren sollen.

*Namen von der Redaktion geändert.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.



Auto

Weniger ist weniger

Den VW Up gibt es nur mit einem sehr kleinen Motor. Das macht aber gar nichts. *Von David Schnapp*

Wenn man alleine unterwegs ist, gibt es nichts Besseres als einen Kleinwagen. Ausser natürlich, man fährt lange Strecken auf der Autobahn. Das habe ich mit dem VW Up nicht getan. Der Up ist in verschiedener Hinsicht ein faszinierendes Auto: zum Beispiel, weil man es nicht nur als VW haben kann (mit 60 PS ab Fr. 15 750.-), sondern auch als Mii von Seat (ab Fr. 14 750.-) oder als Citigo von Skoda (ab Fr. 14 990.-). Äusserlich unterscheiden sich die Autos kaum, die Technik ist identisch, es ändert lediglich die Marke, damit das Image und geringfügig der Preis.

VW Up Move Up Blue Motion

Leistung: 75 PS, Hubraum: 1000 ccm
 Höchstgeschwindigkeit: 172 km/h
 Preis: Fr. 19 100.-
 Testwagen: Fr. 19 750.-



Wenn man das erste Mal einen Up sieht, fällt auf, dass das Auto zwar von geringem Wuchs ist, dafür aber sind die VW-Embleme sehr gross: riesige Logos auf dem Kühlergrill, am Heck und auf den Felgen. Es ist, als wolle man dem Fahrer sagen: «Ich bin zwar sehr klein, aber trotzdem ein Volkswagen.» Das sieht man auch im Innenraum, der schön gemacht ist, eine gute Übersicht bietet und funktional wirkt. Ein portables Multimedia-Navi-System gibt es gegen einen Aufpreis von Fr. 460.-. Empfehlenswert aus der Optionenliste sind die vier Türen (Fr. 660.-), die das Auto gleich viel komfortabler machen.

Bloss kein Übermut auf der Überholspur
 Faszinierend und in sich überzeugend ist die Motorisierung des VW-Minis. Es gibt ihn nur mit einem Dreizylinder-Benzinmotor mit lediglich einem Liter Hubraum. Der wird in zwei Stärken angeboten (60 oder 75 PS sowie jeweils mit und ohne Blue-Motion-Technologie, die eine Start-Stopp-Automatik sowie Bremskraft-rückgewinnung beinhaltet. Ausserdem hat man die Wahl zwischen einem Fünf-Gang-Schaltgetriebe und einem automatisierten

Schaltgetriebe, wovon wir angesichts der Motorenleistung eher abraten würden.

Wir haben uns für das Beste aus der Up-Welt entschieden, also die 75-PS-Variante mit Blue Motion. In der Stadt und auf der Landstrasse kann man sich damit schnell anfreunden, durch das geringe Leergewicht von 940 Kilogramm fährt sich der Wagen trotz bescheidener Leistung flott. In der Stadt sind zudem die geringen Aussenmasse wunderbar, man findet überall Platz, und dank des kleinen Wendekreises lässt sich der Up spielend manövrieren. Es gibt, wie gesagt, nichts Besseres als einen Kleinwagen, wenn man alleine unterwegs ist.

Als ich aber das erste Mal auf die Autobahn fuhr, brauchte ich ein paar Kilometer, um mich an die Möglichkeiten eines 75-PS-Motörchens zu gewöhnen. Ein Lastwagen lässt sich problemlos überholen, aber allzu übermütig sollte man auf der linken Spur nicht werden. Das geht in Ordnung, der Up ist kein Reisewagen für die Langstrecke, er ist die perfekte Lösung für den Weg zur Arbeit, wenn man energiesparend Auto fahren will. 4,2 Liter Durchschnittsverbrauch wird angegeben, und 5 Liter sind im Alltag durchaus realistisch.

Fazit: Der Kleinwagen hat Zukunft; geringes Gewicht, geringe Leistung und geringer Verbrauch sind die simplen Faktoren, aus denen man Autos mit geringem Verbrauch baut. Und wenn man alleine unterwegs ist...

Immer glücklicher

Die Käserin Martha Gerber, 67, und der Käser Hans Guggisberg, 70, sind seit 47 Jahren miteinander verheiratet. Am Anfang mussten sie untendurch.

Martha: Wir waren zwanzig Jahre alt und schon länger ineinander verliebt. Ich wollte keinen Hallodri und keinen Lö-u, wie es bei uns im Bernbiet heisst, das war alles. Mit einem, der es nicht ernst meint, hätte ich mich nie eingelassen, das war früher auch nicht üblich. So liess ich ihn ein wenig zappeln. Wir waren die ersten füreinander, und die Pille gab es nicht. Bald kündigte sich unser erstes Baby an. An die Heirat erinnern kann ich mich gut: Ich trug einen unspektakulären, knöchellangen weissen Rock und einen kleinen Schleier. Mehr als zwanzig Gäste gab es nicht. Wir unternahmen eine Fahrt mit dem Car, und am Abend gab es ein gutes Nachtessen: gemischter Braten mit Pommes frites. Wir hatten nichts und auch kein Geld. Zur Hochzeit erhielt ich von den Eltern ein Schlafzimmer und Bettwäsche geschenkt, die meine Mutter selbst gewoben hatte. Von meiner Schwester gab es ein Geschirrservice, von den Schwiegereltern gute Wolldecken für die kalten Winternächte.

Hans: Nach der Hochzeit arbeiteten wir als Knecht und Magd auf einem Hof. Das Käsen im elterlichen Betrieb war nicht möglich, weil mir die Fingernägel aufgrund der scharfen Salzlake ausgefallen waren. Die ersten Jahre waren hart. Beim Bauern gab es Kost und Logis. Mit dem winzigen Lohn kauften wir ein *Stubenwägeli* für unsere Christine und Stoffwindeln. Aber wir hatten einander, waren gesund und munter und wussten, dass wir uns gemeinsam eine gute Zukunft erarbeiten wollten. Für diese Vision kämpften wir, und sie gab uns den Zusammenhalt. Vor allem verstanden wir uns einfach gut, teilten ähnliche Interessen. Martha würde ich auch nach bald fünfzig Ehejahren sofort wieder heiraten. Sie ist lieb, immer positiv, eine wunderbare Mutter, und sie kann genauso viel *chrampfen* wie ich.

Martha: Wir bekamen noch zwei weitere *Meiteli*, und nie sagte mein Mann: «Schade, ich hätte einen Buben gewollt.» Der kam dann als viertes Kind aber doch noch dazu. Kaum dreissigjährig, hatten wir bereits viel Verantwortung. Wir versuchten es erneut mit dem Betrieb der Schwiegereltern, und jetzt ging es für mei-



«Ich liess ihn ein wenig zappeln»: Ehepaar Guggisberg-Gerber.

nen Mann besser, die Hände machten weniger Probleme. Natürlich gab es wie in jedem Leben und in jeder Ehe Tage, die man vielleicht lieber vergessen würde. Man sollte dies auch tun und nach vorne schauen. So wurden wir eigentlich immer glücklicher. Die Käserei erwies sich als Betrieb, in dem Innovationen willkommen waren. Finanziell ging es bergauf, und als die älteste Tochter vierzehn Jahre alt war, sah die ganze Familie zum ersten Mal das Meer.

Hans: In der Zwischenzeit arbeitet unsere Familie seit über hundert Jahren und seit Generationen in der Käserei. Wir produzieren Geiss- und Schafskäse, aber auch Emmentaler. Die frische Milch wird aus der Umgebung angeliefert. Als Kind lebten wir in der Käserei, die Mutter kochte das Essen auf dem Holzherd in der Käseküche, und nach der Schule musste ich Holz hacken helfen, damit wir die Milch zum Käsen erwärmen konnten. Das wäre heute unvorstellbar. Es gelten strikte Hygienevorschriften, die riesigen Kessel sind aus Stahl

und Kupfer. Vor drei Jahren übergab ich den Betrieb unserem Sohn Samuel.

Martha: Wir arbeiten aber trotzdem noch gerne mit. Vor allem im Sommer ist Saison. Die kleinen Biokäslein werden alle von Hand verpackt. In der Zwischenzeit floriert das Unternehmen, so dass wir ein eigenes Haus und auch eine Eigentumswohnung besitzen. Dass wir es so weit bringen würden, hätten wir in jungen Jahren nicht gedacht. Unser Glück hat sich auch nach dem Auszug der Kinder bestätigt. Unsere Töchter, der Sohn und ihre Familien und die sieben Enkelkinder blieben die grösste Freude. Unser Rezept für eine lange Ehe? Die Dankbarkeit und die Wertschätzung sind wichtig. Zudem: Wir gehen gern weg, aber nicht jeder für sich, sondern beide zusammen.

www.kaeserei-gohl.ch

Protokoll: Franziska K. Müller



Vision Von minimal bis multifunktional –
USM Möbelbausysteme sind das flexible Programm
für wechselnde Ansprüche und neue Ideen.

Fragen Sie nach detaillierten Unterlagen oder besuchen Sie unsere Showrooms.

USM U. Schärer Söhne AG, CH-3110 Münsingen, Tel. +41 31 720 72 72
Showrooms: Berlin, Bern, Düsseldorf, Hamburg, New York, Paris, Tokio
info@usm.com, www.usm.com

USM
Möbelbausysteme